1,90 DM / Band 660
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Totenstadt



Frankreich F 6,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Die Totenstadt

John Sinclair Nr. 660

von Jason Dark

erschienen am 26.02.1991

Titelbild von Vicente Segrelles

Sinclair Crew

Die Totenstadt

Ratten sind die besten Überlebenskämpfer, die die Welt hervorbrachte. Und sie fühlen sich überall wohl. In Müllbergen, in Kanalisationen oder verborgen in Hochhäusern. Keine Waffe kann sie vernichten. Sie sind da, sie passen sich an, sie vermehren sich, sie fressen und werden gefressen. Und weil ihnen keine Welt zu fremd oder zu schäbig ist, bevölkern sie sogar die Totenstadt…

Auch wenn die Sonne am höchsten stand, schaffte sie es nicht, ihr blendendes Licht auf die Stadt zu schicken und sie zu erleuchten. Zu dicht war die Wolke aus Rauch und Staub, die über dem Gelände lagerte. Selbst der Wind kämpfte vergebens dagegen an.

Es war eine Stätte des Todes, der Leichen, des Moders und der verwesenden Körper. Graue Bauten, viele verfallen, nur noch aus Trümmern bestehend, lebensfeindlich, unbewohnbar für einen normalen Menschen und dennoch von einem Leben erfüllt, das diesen Namen im Prinzip nicht verdiente.

Es waren Ausgeburten des Grauens, Abschaum der Hölle, Mutationen, wie sie schrecklicher nicht sein konnten. Leben, das sich auf zwei Beinen bewegte und trotzdem keines war.

Diese Welt war leer, öde, tot…

Es gab nichts Grünes. Da wuchs kein Baum, kein Strauch, nicht ein Grashalm, die Öde war furchtbar und die Leichen stanken buchstäblich zum Himmel.

Und doch gab es Bewegungen in dieser Öde. Nicht immer und sofort erkennbar, mehr heimlich und schattengleich. In Bodenhöhe huschten sie durch den Staub, immer bereit, eine neue Nahrung zu finden, um auch den nächsten Tag überleben zu können.

Ratten!

Keine normalen Tiere, wie sie in der Nähe von Menschen oder in Abwasserkanälen vorkamen. Diese hier waren anders, grauer, widerlicher und fetter. Dies allerdings nicht im Sinne von wohl genährt. Die Körper dieser Ratten wirkten wie aufgepumpt und waren an manchen Stellen sogar aufgeplatzt, wobei aus den Löchern die dicken, geschwürähnlichen Massen hervorquollen und sich auf dem Fell verteilt hatten.

Wie immer waren sie die Herren. Wenn alles vernichtet war, lebten sie noch weiter.

Es stimmte nicht ganz, denn auch die Ratten hatten in dieser Welt Feinde.

Einer von ihnen lauerte hinter einem großen, kantigen Trümmerstück. Eine hoch gewachsene Gestalt, bleigrau wie der Staub, versehen mit einem Gesicht, in dem sich kein Leben regte, und das aussah, als wäre Teig mit Asche gepudert worden.

Eine Abart des Menschen, eine Vision des Schreckens und einfach furchtbar.

Die Gestalt wirkte platt, flach. In den Höhlen lagen Augen ohne Ausdruck. Sie sahen aus wie die Oberfläche schmutziger Teiche. Aus dem rechten Auge war eine gelbliche Flüssigkeit hervorgedrungen und auf dem Weg zum rissigen Mund auf der Wange eingetrocknet. Die Haare wirkten wie verschmutztes Garn. Schuhe trug die Gestalt nicht. Am linken Fuß fehlten zwei Zehen. Sie waren nur noch als Stümpfe

vorhanden.

Die Ratte ahnte nichts. Sie hatte sich aus einem Spalt hervorgedrückt. Der Hunger war einfach zu groß geworden. Jetzt suchte sie einen Artgenossen, der stärker war als sie.

Von der Gestalt sah sie nichts. Sie stand da und wartete ab. Die Ratte würde in seine Nähe kommen, das stand fest. Auch sie sah anders aus. Der Kopf hatte eine im Verhältnis zum Körper ungewöhnliche Größe. Die Schnauze stand schief, die Beine waren von unterschiedlicher Länge, aus diesem Grunde lief sie schaukelnd.

Sie näherte sich dem Versteck innerhalb kurzer Zeit und durch die Gestalt ging ein Ruck. Sie bewegte noch den Kopf, dann stürzte sie plötzlich vor.

Es war kein Laufen, sie ließ sich kurzerhand fallen und fiel der Rattenmutation entgegen.

Ein Schlag mit der flachen Hand, dann hielt die Gestalt die Ratte fest. Sie zappelte noch, aber die Gestalt kannte kein Pardon. Und auch die andere Hand schlug gegen den Körper, bekam sie am hinteren Ende zu fassen, drehte sie jetzt zwischen den Händen und riss sie mit einem heftigen Ruck auseinander.

Das Blut spritzte nach allen Seiten. Durch den heftigen Ruck spannten sich die Arme der Gestalt, einige Tropfen hatten ihr Gesicht erwischt und blieben dort wie Farbtupfer kleben. Aus dem Maul tanzte die Zunge und wischte sie weg. Der Mund aber blieb offen, damit er die eine Hälfte der Ratte aufnehmen konnte. In der linken Hand hielt die Gestalt die zweite Hälfte, bevor sie sich umdrehte und schmatzend kaute.

Danach fraß sie die zweite Hälfte der Ratte. Erst als auch diese verschluckt war, drehte sich die Gestalt mit dem tumben Gesichtsausdruck um. Eine Hand näherte sich den Lippen und wischte mit einer fahrig anmutenden Bewegung die dort noch klebenden Reste weg.

Erst dann war die Gestalt zufrieden. Sie ging schwankend zurück, bis sie den Felsen erreicht hatte, lehnte sich mit dem Rücken dagegen und war zufrieden.

Sehr gemächlich hob sie den Kopf und schaute gegen den über dem Gelände stehenden Dunst. Darin malten sich die Umrisse zweier hoher Bauten ab, Hochhäuser mit glatten, toten Fassaden, die allerdings an der Frontseite Risse zeigten, als wären sie von einem Erdbeben erschüttert worden.

Fenster gab es noch immer, nur fehlte das Glas. Es war längst herausgefallen und zwischen den Trümmern gelandet.

Die Gestalt drehte den Kopf. Sie suchte mit ihrem Glotzblick nach weiteren Opfern, denn satt war sie noch längst nicht.

Es gab nichts zu sehen. Niemand bewegte sich in ihrer unmittelbaren

Nähe. Überhaupt unterbrachen keine Geräusche die jetzt drückende Stille. Dann setzte sich die Gestalt mit schlurfenden Schritten in Bewegung und ging einfach weg.

Ziellos wanderte sie durch die tote Landschaft. Oft genug wallte Staub hoch, wenn die Füße nicht hoch genug angehoben wurden. Er trieb wolkengleich vor ihr her und legte sich nur sehr gemächlich wieder auf den Boden zurück.

Und doch hatte die Gestalt ein Ziel. Es war dieses hohe Haus mit seiner tristen Fassade. Gegen das Ende schien noch die Sonne, aber der Staub war so dicht, dass er die Strahlen verschluckte.

Es hatte wohl Zeiten gegeben, da war der Eingang frei gewesen. Jetzt nicht mehr. Die Trümmer anderer Bauten häuften sich dort an und bildeten ein Hindernis.

Die Gestalt überkletterte es. Zweimal stolperte sie dabei, fiel mit dem Gesicht auf die Trümmer, was ihr nichts ausmachte, denn sie verspürte keine Schmerzen.

Die Reihe der Fenster zog sich bis in die Tiefe. Hinter einem der Vierecke erschien plötzlich ein Gesicht. Es sah ähnlich aus wie das der draußen stehenden Gestalt.

Grau, ohne Ausdruck, aufgedunsen. Nur für einen Moment war es zu sehen, dann tauchte es wieder weg.

Die breite Eingangstür des Hauses gab es ebenfalls nicht. Der Zombie konnte in das Gebäude gehen und in der Halle stehen bleiben, wo zwei offene Rechtecke an der linken Seite zu sehen waren.

Die Liftschächte, die erst tief im Keller endeten. Türen waren längst nicht mehr vorhanden. Irgendeine Kraft hatte sie kurzerhand aus der Verankerung gerissen.

Vor einer der Türöffnungen blieb die Gestalt stehen. Sie breitete die Arme aus, um sich an der Wand abstützen zu können. Dann beugte sie den Kopf vor, denn nur so konnte sie in die Tiefe schauen.

Sie sah nichts, sie hörte es nur.

Die Geräusche waren typisch und klangen zu ihr hoch. Ein Rascheln und Trappeln, Schmatzen und Kratzen. So bewegten sich allein die Ratten. Dort unten hatten sie ihr Versteck, da sammelten sie sich. In diesen feuchten Kellern fühlten sie sich wohl.

Der Zombie schüttelte den Kopf. Es sah aus, als würde er sich ärgern, weil er den Weg nach unten nicht finden konnte. Er glotzte nur in die Tiefe, er verspürte den Drang, zwischen die mutierten Nager zu springen und sie zu zerreißen, doch die Wände des Schachts waren einfach zu glatt, um anschließend wieder in die Höhe klettern zu können.

In seinem Hirn tobte die Gier. Etwas anderes kannte die Gestalt nicht. Nur Gier und Fressen.

Bekam er die Ratten, war es um sie geschehen, doch auch er selbst

hatte Feinde.

Einer lauerte schon!

Lautlos hatte er sich angeschlichen und war geduckt über die Trümmer vor dem Eingang geklettert.

Noch ein langer Schritt, dann hatte er es endlich geschafft.

Er richtete sich auf.

Der Zombie bemerkte nichts, er starrte hinab in den Schacht. Aber der andere hatte ihn gesehen.

Und er hob den Gegenstand an, den er in seiner rechten Hand trug.

Es war eines dieser kurzläufigen Action- und Schnellfeuergewehre, die innerhalb von Sekunden furchtbaren Schaden anrichten konnten.

Die Mündung richtete der andere auf den Kopf des Zombies. Er unterschied sich nicht nur wegen seiner normalen, geschmeidigen Bewegungen von der tumben Gestalt, er war auch sonst anders gekleidet. In dunkles, enges Leder eingepackt, ohne allerdings sein Gesicht zu zeigen, denn es wurde von einer schwarzen Stoffkapuze bedeckt.

Durch Augenschlitze konnte er sehen und alles beobachten. Noch schoss er nicht, er visierte nur, bis unter der Kapuze ein zischendes Geräusch hervordrang.

Zuerst reagierte der Zombie nicht. Beim zweiten Aufklingen des Geräuschs blieb er starr stehen, bevor er sich abstemmte und sich noch in der Bewegung umdrehte.

Das genau hatte der Mann mit der Waffe gewollt. Er lachte unter der Maske auf, wartete so lange, bis ihn der Zombie anschaute, und drückte dann ab.

Zum ersten Mal zerriss ein lautes Geräusch die Stille. Das hässliche Rattern erfolgte und vor der Mündung des Gewehres blitzten fahle Lichter, als die Kugeln die Waffe verließen und in den Körper der untoten Gestalt hämmerten, die plötzlich keinen Kopf mehr hatte.

Die Gewalt der Einschläge trieb das Wesen in den Schacht hinein. Sie peitschte den Körper bis gegen die Wand, bevor er in die Tiefe raste und auf dem Grund aufschlug. Es war ein Festmahl für die Ratten, die auf eine ähnliche Beute nur gewartet hatten und sich gierig auf das Fleisch des Untoten warfen, wobei ihre harten Zähne wie kleine Sägen zu Werke gingen.

Der Maskierte ließ die Waffe sinken, bevor er weiterging und erst am Rand des Schachts stehen blieb. Er schaute in die Tiefe, ohne etwas erkennen zu können. Nur die widerlichen Geräusche klangen an den glatten Schachtwänden zu ihm empor.

Er war zufrieden. Die Waffe so haltend, dass die Mündung nach oben wies, drehte er sich um. Er blieb stehen und es sah so aus, als wollte er sich mit der freien Hand die Kapuze vom Kopf reißen, was er aber bleiben ließ.

Er schaute sich um, dann verließ er das kahle Haus und trat hinein in die alte, verrottete Gegend, die er mit langsamen Schritten durchwanderte.

Das hier war nicht seine Welt. Er hasste sie, doch er war gezwungen, sich hier zu bewegen. Immer und immer wieder. Der alte Fluch ließ sich nicht löschen.

Als er ging, sah er nicht so aus, als wäre auch er ein lebender Toter. Seine Bewegungen waren normal, geschmeidig, wie die eines Kämpfers, der genau weiß, was er vorhat.

Es zeigte sich niemand. Keiner griff ihn an. Wenn sich noch Zombies verborgen hielten, dann wussten sie genau, dass sie gegen diese Person nicht ankamen.

Der Mann mit der Kapuze kletterte auf einen Trümmerhügel. Er ging mit langen Schritten, blieb auf der höchsten Stelle des künstlichen Berges stehen und schaute auf die tote Stadt zu seinen Füßen.

Staub, ein Dahinsiechen, Leichengeruch, das alles kam zusammen. Die Augen des Maskierten schauten auf eine Apokalypse, wie man sie nur von bedrückenden Albträumen her kannte. Sie sah so aus, als wären sämtliche Warnungen der Mahner eingetroffen.

Die Welt am Abgrund, der große Run der Apokalypse, denn hier regierte der Tod…

***

Das Bild auf der Leinwand erlosch und damit verschwand auch der Maskierte.

Es wurde dunkel im Vorführraum und nur das Atmen der dort sitzenden Personen war zu hören.

Aus drei Personen setzten sich die Zuschauer zusammen. Sir James Powell, Suko und mir. Wir hatten uns den Film gemeinsam angesehen und ich muss gestehen, dass es mir nach dessen Anblick nicht eben wohler geworden war. Im Gegenteil, der Druck saß im Hals, ich hätte ihn gern mit einem Schluck Wasser fortgespült.

»Sir, brauchen Sie mich noch?« Ein Techniker rief es aus dem Hintergrund.

»Nein, Sie können gehen. Bitte sorgen Sie für Licht!«

»Natürlich.«

Sekunden später wurde es hell. Ich wusste zwar nicht, wie ich aussah, rechnete jedoch damit, dass mein Gesicht kaum eine andere Farbe zeigte als das von Sir Powell oder Suko.

Stickig war die Luft. So ähnlich musste sie auch in der Welt gewesen sein, die als Film vor unseren Augen abgelaufen war. Nicht auf dem Videorecorder, dafür auf einer Leinwand, wie man sie früher gehabt hatte.

»Möchten Sie bleiben oder gehen wir in mein Büro?«, erkundigte sich

der Superintendent.

»Ich muss einen Schluck trinken, Sir.«

»Okay, John, gehen wir.«

Auch Suko stand auf und schob seinen Stuhl zurück. Er sah nicht eben glücklich aus. Das war ich auch nicht, denn bisher hatte Sir James mit einer Erklärung hinter dem Berg gehalten und nur davon gesprochen, dass er uns einen Film zeigen wollte.

Ich fühlte mich wieder fit. Einen Tag war ich im Krankenhaus geblieben, eine Etage über Glenda Perkins, die auch weiterhin auf der Intensivstation liegen musste, denn so gut ging es ihr noch nicht, als dass sie in ein normales Zimmer hätte verlegt werden können. Die Ärzte waren guter Hoffnung, ich ebenfalls, nachdem es mir gelungen war, eine gewaltige Gefahr von ihr abzuwenden, denn Siras Astralleib existierte ebenfalls nicht mehr. Er war vernichtet worden.

Ich folgte unserem Chef, der ziemlich schnell ging, und hörte hinter mir Sukos geflüsterte Frage.

»War es ein Film oder Wirklichkeit, Alter?«

»Ich tippe auf die zweite Möglichkeit.«

»Das glaube ich auch. Zombies, ein Maskierter. Das riecht nach einem sehr faulen Kuckucksei.«

»Glaube ich auch.«

Sir James gab keinen Kommentar ab. Auch nicht im Lift, der uns in die Höhe brachte. Ich versuchte, in seinem Gesicht etwas über die Gedanken zu lesen, was mir schwer fiel, denn Sir James gab durch keine Regung zu verstehen, mit welchen Problemen er sich beschäftigte.

Suko und er gingen vor in Sir Powells Büro. Ich holte aus dem Automaten Wasser. Und zwei große Becher, denn ich musste einfach den bitteren Geschmack in meiner Kehle loswerden.

Die letzten Fälle waren nicht gerade erholsam gewesen. Es ging ja nicht nur um Glendas Genesung, die nach wie vor auf der Kippe stand, es ging auch um Nadine Berger und um das Palmblatt, das wir aus Indien mitgebracht hatten. Darauf war das Schicksal der Vampirin zu lesen. Sowohl die Vergangenheit als auch die Zukunft, und gerade diese interessierte uns am meisten.

Ein Blutsauger mit Zukunft. Als was? Vampir oder wieder als Rückverwandelter?

Bisher hatten wir keine Person gefunden, die in der Lage war, die Schriftzeichen auf dem Blatt zu entziffern. Außerdem hatte Sira es geschafft, dies zu vereiteln. Sie wollte auf keinen Fall, dass wir eine Spur fanden. Aus welchen Motiven dies geschah, war mir unklar.

Ob der neue Fall allerdings mit dem alten in einem Zusammenhang stand, wusste ich auch nicht.

Jedenfalls hatte sich Sir James ziemlich geheimnisvoll benommen,

uns in den Vorführraum geführt und nur erklärt, dass wir uns den Film anschauen sollten.

Suko erwartete mich an der Tür und nahm mir einen Becher ab. In seinen Augen stand die gleiche Frage, die auch mich quälte, und ich konnte nur die Schultern heben.

»Keine Meinung, John?«

»Doch.«

»Sag sie!«

Er hatte ein sehr ernstes Gesicht aufgesetzt. Ich rechnete damit, dass wir gleich dachten. »Okay, Alter, ich will es dir sagen. Ich habe eine Meinung und glaube nicht, dass wir einen Spielfilm gesehen haben. Das erschien mir verdammt dokumentarisch.« Ich nahm den ersten Schluck und ließ das Wasser in Richtung Magen fließen, wo es anfing zu kribbeln.

»Leider. Dabei hatte ich angenommen, dass wir ein bestimmtes Thema hinter uns gebracht hätten.«

»Was meinst du damit?«

»Zombies, John.«

Ich lachte und winkte ab. »Die wirst du nie los. Auf irgendeine Art und Weise sind alle Schwarzblüter Zombies für mich. Wir müssen es nehmen, wie es kommt.«

Sir James saß hinter dem Schreibtisch. Wie immer eigentlich, nur sah er an diesem Morgen besonders nachdenklich aus. Er schaute auf die Tischplatte, seine Stirn hatte sich in Falten gelegt, der Blick schien einem Fremden zu gehören.

Auf unseren üblichen Stühlen nahmen wir Platz. Ich leerte den Becher und warf ihn zielsicher in einen Papierkorb.

»An was denken Sie?«, fragte Sir James.

Suko gab die Antwort. »Ob es nur ein Film war oder nicht.«

»Schlecht ausgedrückt. Es waren gefilmte Tatsachen, mit denen Sie sich bald zu beschäftigen haben.«

»Das dachten wir uns.«

Sir James lehnte sich zurück. Er schaute gegen das Fenster. Das Sonnenlicht hatte die Scheibe sehr hell gemacht. Überhaupt erlebten wir Temperaturen, die für diese Jahreszeit ungewöhnlich waren.

Warmer Sommer plötzlich im Oktober, das war schon der reine Wahnsinn oder eine Folge des Ozonlochs. »Was halten Sie davon?«

Ich hob die Schultern. »Ein Film, der in einer toten, menschenleeren Gegend gedreht wurde. In einem Areal, das menschenfeindlich ist, in dem, bis auf die Ratten, alles Leben vernichtet wurde. Aber das ist bekannt. Sie schaffen es, die Menschen zu überleben.«

»Menschen ja, nur keine Zombies.«

»Wobei wir beim Problem wären«, stellte Suko fest.

»Richtig. Es geht um diese Trümmerstadt, um Zombies, um Magie

und um eine Waffe.«

Ich verzog das Gesicht. »Sir, das ist nicht wenig.«

»Weiß ich, John, weiß ich genau. Wissen Sie, es gibt Filme, die man unter Verschluss hält. Dieser gehört dazu. Er wird niemals einer Öffentlichkeit gezeigt werden, denn dann hätte eine Regierung einen gewaltigen Fehler zugeben müssen.«

»Welchen genau?«

»Es ist experimentiert worden, John. Man hat in einem bestimmten Gebiet Waffen ausprobiert, sodass es zu diesem Verfall und auch zu der Verwandlung gekommen ist. Ich sage Ihnen zunächst einmal etwas von einer biologischen Waffe und lasse das zunächst stehen.«

Suko und ich schauten uns an. Wir hatten beide einen Schauer bekommen, denn wir wussten, dass Biowaffen genauso widerlich, verabscheuungswürdig und gefährlich waren wie chemische. Gerade in der Golfkrise drohte ein größenwahnsinniger Diktator mit dem Einsatz solcher Waffen und ich befürchtete schon das Schlimmste.

»Ich war ebenso erschreckt wie Sie«, gab Sir James zu. »Nur ist es nicht zu ändern, wir müssen uns den Tatsachen stellen. Das heißt, Sie beide müssen es.«

»Einspruch, Sir«, sagte ich. »Für Biowaffen, mögen Sie auch noch so schlimm sein, fühle ich mich nicht zuständig. Das ist ein anderes Gebiet, finde ich.«

Sir James schüttelte den Kopf, obwohl er mir Recht gab. »In diesem Fall möchte ich es noch präzisieren, John. Diese Biowaffen kann man als eine Seuche ansehen, die es geschafft hat, die Menschen grausam zu verändern. Sie hat sie zu lebenden Toten werden lassen. Allerdings möchte ich noch ein Wort hinzufügen. Es ist eine magische Seuche, eine biologischmagische Seuche. So genau sehen die Tatsachen aus und so lege ich sie Ihnen auf den Tisch.«

Magischbiologisch - darüber mussten wir erst einmal nachdenken, was nicht einfach war, trotz der vielen Erfahrungen, die wir im Laufe der Jahre gesammelt hatten.

Wenn ich Bills goldene Pistole hinzuzählte, die einen Schleim verschoss, der Menschen das Fleisch vom Körper löste, so konnte ich dies auch als eine biologische Waffe ansehen. Was aber in diesem Gebiet geschehen war, musste einen anderen Ursprung gehabt haben, und den würde uns Sir James sicherlich verraten.

»Sie warten natürlich auf eine Erklärung.«

»Und ob, Sir.«

Er senkte den Blick. »Im Prinzip haben Sie wirklich damit nichts zu tun, aber es gibt Ausnahmefälle, und den hier möchte ich Ihnen gern näher bringen. Die Stadt, die Sie gesehen haben, gibt es natürlich. Nur steht sie nicht in Europa, sondern in Ostasien.«

»Japan?«, fragte Suko.

»Richtig.« Er nahm einen Schluck von seinem kohlensäurefreien Magenwasser, das schon ziemlich warm geworden war und sicherlich schmeckte wie schon einmal getrunken. Er verzog auch dementsprechend das Gesicht, umschloss mit der linken Hand auch weiterhin das Glas und begann mit seinem Bericht. »In zahlreichen Ländern der Welt gibt es seit einigen Jahren Anti-Terror-Truppen. Spezialeinheiten, die darauf gedrillt sind, gegen Schwerstverbrecher und Menschen vorzugehen, denen ihr eigenes Leben kaum etwas wert ist und die einen gewissen Kamikazestil pflegen. Damit diese Leute üben können, baut man in der Einsamkeit eines Landes Städte auf, in denen eigentlich alles vorhanden ist, was man auch in einer normalen Stadt findet. Man übt, wie diese Städte einzunehmen sind, und man filmt die Aktionen natürlich aus allen Perspektiven. Einen derartigen Film habe ich Ihnen vorhin zeigen lassen. Die Japaner haben ebenfalls eine solche Truppe, obwohl sie es öffentlich nicht zugeben und ihre Rüstungsausgaben nach außen hin sehr heruntergeschraubt haben.«

»Und jetzt ist die Stadt zerstört worden«, sagte Suko.

Sir James überlegte einen Moment. »Ja, sie wurde zerstört. Man setzte Raketen und Bomben ein und man überflutete sie mit magischbiologischen Waffen.«

»Das ist doch Wahnsinn!«, keuchte ich.

Unser Chef hob die Schultern. »Was sagen Sie mir da, John. Lehren Sie mich die Japaner kennen. Ich weiß nicht, was im Kopf dieses Befehlshabers vor sich ging, als er diese Anweisung gab. Jedenfalls hatte sie fatale Folgen. Es gab keinen Schutz gegen die Keime. Sie töteten die Menschen und erweckten sie wieder zum Leben. Das heißt, aus den alten Kämpfern wurden Zombies und es gab Ratten, die mutierten. Sie selbst haben sie auf dem Film gesehen.«

»Das ist wahr«, flüsterte Suko. »Können Sie denn sagen, wann das geschehen ist?«

»Nein, nicht genau. Es liegt jedenfalls schon um einige Jahre zurück. Geblieben sind die Wesen, die sich einzig und allein in dieser Umgebung aufhalten und erst gar nicht versuchen, sie zu verlassen. Das steht ebenfalls fest. Eine direkte Gefahr besteht nicht mehr. Die Viren konnten nicht überleben, habe ich mir sagen lassen. Es wird über dieses Gebiet nicht gesprochen. Man will nicht, dass andere Menschen darauf aufmerksam werden, aber man darf auch nicht die Augen verschließen. Es muss etwas getan werden.«

»Also sollen wir die restlichen Zombies vernichten«, fasste ich zusammen.

Sir James nickte. »So sieht es zumindest aus.«

»Was wohl nicht stimmt«, meinte Suko. »Denn mit lebenden Toten kann auch der Maskierte fertig werden, wie wir gesehen haben.«

»Da haben Sie Recht.«

»Wo also liegt das Problem?«
Sir James wartete mit seiner Antwort. »Das kann ich Ihnen sagen. Es geht um den Maskierten.«
Mit dieser Erwiderung hatten wir nicht gerechnet. Nicht, dass sie uns von den Stühlen geschleudert hätte, aber überraschend war sie schon gekommen. Ich schüttelte den Kopf. »Das begreife ich nicht. Weshalb sollen wir uns um diese Person kümmern?«
»Sie kann wichtig für Sie beide werden.«
»Sir, ich verstehe nur Bahnhof.«
»Und ich überhaupt nichts«, sagte Suko.
Der Superintendent schaute auf seine Fingernägel. »Es ist auch schwer, Ihnen das begreiflich zu machen. Selbst aus guten Quellen habe ich nicht erfahren können, wer sich hinter dieser Maske verbirgt und wie der Mann aussieht. Er muss allerdings mit gewissen Kräften in Verbindung gestanden haben. Man nimmt an, dass es einer gewesen ist, der vor der großen Katastrophe gewarnt hat und sie trotzdem nicht verhindern konnte. Man kennt auch einen Namen - Aoyama, ein Mönch, ein Mensch aus der Umgebung, denn diese Stätte liegt in der Nähe von Kyoto und nicht einmal weit vom Heiligen Berg Hiei entfernt. Dieser Mann hat den Kampf gegen die Reste aufgenommen. Weshalb er sein Gesicht dabei verdeckt, kann verschiedene Ursachen haben. Er will möglicherweise nicht erkannt werden. Es kann auch etwas anderes dahinter stecken.«
»Weshalb ist der Mann für uns so wichtig?«
Sir James hob seine Augenbrauen. »Es ist durchaus möglich, dass er Ihnen den Weg zur Entschlüsselung des Palmblattes weisen kann. Ist das Grund genug?«
Wir saßen auf unseren Stühlen, als hätte man uns festgeleimt. Das war in der Tat eine Überraschung und Suko fuhr mit einer verlegen wirkenden Geste über sein Haar. »Alle Achtung, Sir, da haben Sie etwas herausbekommen, mit dem ich nie gerechnet hätte. Selbst nach so langer Zeit schaffen Sie es immer wieder, uns zu überraschen.«
Der Superintendent hob die Schultern. »Ehrlich gesagt, ausgesucht habe ich es mir nicht.«
»Das können wir uns denken.«
»Dann wissen Sie mehr über diese Person«, mutmaßte ich.
»Nicht direkt. Wir haben unsere Beziehungen spielen lassen. Fragen Sie mich nicht, auf welch einem Weg wir an den Film herangekommen sind. Während Sie gegen Sira kämpften, ließ ich meine Beziehungen spielen. Da kooperierten die Geheimdienste miteinander. Da Sie in Japan nicht unbekannt sind und ein gewisses Vertrauen besitzen, hat man mir den Film zugespielt und auch über die maskierte Person geredet, von der man eben annimmt, dass es sich um Aoyama handelt.«

Ich musste meine Gedanken erst ordnen und sagte schließlich: »Wenn wir an Aoyama herankommen wollen, sind wir also gezwungen, nach Japan zu fliegen und dieser netten Stadt, die wir auf dem Film gesehen haben, einen Besuch abzustatten.«

»Ja.«

»Wo befindet die sich?«

»Rund fünfhundert Kilometer von Tokio entfernt. Nahe der alten Kaiserstadt Kyoto. Dort müssen Sie nachforschen.«

Meine folgende Bemerkung klang spöttisch. »Und man wird uns natürlich sofort sagen, wo wir die Stadt finden können, nicht wahr?«

»Nein, das nicht. Aber es gibt eine Kontaktadresse. Dort lebt jemand, an den Sie sich wenden können.«

»Das ist etwas wert. Wie heißt die Person?«

»Clayton Simane.«

»Oh, ein Engländer oder…«

»Beides. Ein Mischling. Simanes Mutter war Engländerin, der Vater Japaner. Das Schicksal hat die beiden Elternteile nach Japan verschlagen, und ihr Sohn Clayton hat nie daran gedacht, dem Reich den Rücken zu kehren. Er ist ein Mensch geworden, der sich mit der Kultur des Landes beschäftigte und zwangsläufig tief in die Geheimnisse eindrang. Clayton Simane war auch gegen das Experiment und er gehört zu denen, die seine Folgen verachten.« Sir James hob einen braunen Umschlag an.

»Was Sie noch an Informationen benötigen, habe ich hier zusammengefasst. Jetzt kann ich Ihnen nur viel Glück wünschen.«

Suko saß näher. Er nahm den Umschlag entgegen. Sein Gesicht strömte nicht gerade Begeisterung aus, als er ihn anschaute. Auch mir war nicht nach Jubeln zu Mute. Ich dachte zudem an Glenda Perkins, die wir schwer verletzt in London zurückließen.

Sir James hatte meine Gedanken erraten. »Keine Sorge, John, Glenda wird es auch ohne Ihre Hilfe schaffen.«

»Das hoffe ich stark.«

»Wann können wir starten?«, fragte Suko.

»Sie fliegen noch heute. Ihre Tickets liegen ebenfalls im Umschlag bereit.«

»Und weitere Überraschungen haben Sie nicht in der Hinterhand, Sir?«

Der Superintendent zeigte sich irritiert. »Wie meinen Sie das, bitte sehr?«

»Ich denke an die Tengus.«

Sir James wehrte ab. »Bitte, damit hat dieser Fall wohl nichts zu tun. Das ist ein anderes Gebiet.«

»Hoffentlich«, murmelte Suko nur. Denn die Tengus und die Geheimorganisation namens Club der weißen Tauben waren einfach

furchtbar. Da lag auch noch eine Bombe.
Ich erhob mich als Erster. Noch einmal fasste ich das Gehörte in drei Sätzen zusammen und stellte zum Schluss eine bestimmte Frage. »Wir können also davon ausgehen, dass uns Aoyama weiterhilft, falls es uns gelingt, ihn zu finden.«
»Ja, drücken Sie sich die Daumen.«
»Sehr friedlich scheint er nicht gerade zu sein«, sagte Suko noch.
»Was soll er tun?«
Ich hob die Schultern. »Da haben Sie Recht, Sir. Wir werden wahrscheinlich ebenso reagieren müssen.« Ich schüttelte den Kopf. »Wie kann man nur mit magischbiologischen Kampfmitteln arbeiten? Das will mir nicht in den Kopf, das ist einfach unbegreiflich.«
Auch Sir James wusste keine Antwort. Sehr, bedrückt und nachdenklich zugleich schlichen wir aus dem Büro…

***

Der Mann hockte am Hang und vor seiner Hütte. Er schaute auf die Stadt, die in einem hellen Licht dalag, als wäre sie dabei, von der Nähe des Heiligen Berges gesegnet worden.
Kyoto, die alte Kaiserstadt und ehemalige Hauptstadt, war der Bewahrer der japanischen Kultur und Tradition. Sie war die Stadt der Kaiser, Klöster und Steingärten, die Stadt der Brücken, die sich zahlreich über den ehrwürdigen Kamo, den silbrigen Fluss, spannten. Reiche und Mächtige hatten sich hier im Laufe der Jahrhunderte ihre Paläste gebaut. Buddhistische und Shinto-Tempel, Klöster und Heiligtümer schmückten diese Stadt bis hoch in die Hügel hinein. Bereits im zehnten und elften Jahrhundert war Kyoto zu einer Stadt von einzigartiger Lebenskultur und Urbanität geworden.
An diese Tatsachen verschwendete der einsame Mann in der letzten Zeit nur wenige Gedanken.
Seine Überlegungen waren in die Zukunft gerichtet und gleichzeitig an das Erbe des Schreckens, das ausgerechnet nahe der alten Kaiserstadt hinterlassen worden war.
Er hatte es sich nicht ausgesucht, er hatte es eigentlich nicht tun wollen, doch es war ihm keine andere Möglichkeit geblieben, um Menschen zu retten.
Irgendwann würden sie sich einmal dorthin verlaufen, dann war es zu spät, denn die schlimmen Folgen des biologischmagischen Überfalls hatten sich erst viel später ausgebreitet, als die Toten es schafften, wieder auf die Beine zu kommen und sich nun von den auch überlebenden Ratten ernährten.
Menschen konnten aufbauen, Menschen konnten zerstören. Sie waren so zwiespältig wie das gesamte Leben und der Einsame am Berg, verborgen zwischen den dichten, schon urwaldähnlichen Bäumen mit

dem fetten, grünen Laub, wollte seinen Auftrag bis zum bitteren Ende durchführen. Er, der die Gewalt stets gehasst hatte, musste nun selbst darauf zurückgreifen, um die Totenstadt von dem Grauen zu befreien.

Der Wald verbarg ihn. Er hatte sich seine Hütte aus den Materialien der Umgebung gebaut, den Unterbau aus Steinen. Er hatte auch Platz gelassen für den kleinen Altar, auf dem stets die schlanken, weißen Kerzen brannten und ihr Licht gegen die golden schimmernde Gestalt eines hockenden Buddhas warfen, sodass dessen Gesicht wirkte, als wäre es mit Leben erfüllt worden.

Der Mann liebte seine Umgebung, doch er war immer wieder gezwungen worden, sie zu verlassen.

Denn er wusste als einer der wenigen Menschen, was in der Nähe passiert war und welches Unglück die Menschen über einen Teil dieses Landes gebracht hatten. Er hatte es als einer der wenigen erfahren und sich vorgenommen, den Kampf nicht aufzugeben.

Er gehörte nicht zu den Leuten, über die man in der Stadt Bescheid wusste. Zumeist sahen ihn die Mönche, wenn er in einen der Tempel ging, um zu beten oder zu meditieren.

Auch das hatte in der letzten Zeit nachgelassen, denn die andere Aufgabe erforderte viel Zeit. Es war ihm gelungen, die Stadt zu finden, und als maskierter Rächer war er dort erschienen. Er wusste, dass unter den Trümmern oder verborgen in der Tiefe der Erde noch einiges lag, das an die Oberfläche wollte, und das musste er leider mit Waffengewalt verhindern.

In den letzten Tagen hatte er sich nicht aus seiner näheren Umgebung gelöst. Er trank das Wasser aus der Quelle, fing im kristallklaren Bach hin und wieder einen Fisch, zerteilte ihn, wickelte ihn in Blätter ein und aß das Fleisch roh.

Er lebte gesund, sein Körper bekam all das, was er brauchte, um für den Kampf gestählt zu sein.

Aber er wusste auch, dass er nicht mehr viel Zeit hatte, denn die Verseuchung der Umgebung hatte auch an ihm nicht Halt gemacht. Die Kapuze trug er nicht grundlos und auch den Spiegel in seiner bescheidenen Hütte bezeichnete er nicht als Zierstück. Er hatte eine andere Funktion: Der Mann konnte davon sein Schicksal ablesen.

Jeden Morgen schaute er hinein und jeden Morgen betrachtete er dabei sein Gesicht, dessen Anblick er einem anderen Menschen nicht zumuten wollte.

Auch an diesem Tag blieb er vor dem Spiegel stehen, der in einem schlichten Bambusrahmen steckte. Wieder besah er sich und wieder gab der Spiegel das Bild seines Gesichts zurück, das zu einer furchtbaren Fratze geworden war.

Haut hatte sich an einigen Stellen gelöst, sodass rohes Fleisch zum Vorschein gekommen war. Die Wunden nässten immer, sie waren

einfach nicht trocken zu bekommen, da konnte er tupfen und pudern, so viel er wollte, er musste diesen schlimmen Tribut zollen. An die schrecklichen Schmerzen, die auftraten, wenn er wieder ein Stück Haut verlor, hatte er sich längst gewöhnt, auch an den Anblick, aber er konnte ihn anderen Menschen nicht zumuten, sie hätten geschrieen und wären vor ihm davongelaufen. Deshalb verdeckte er sein Gesicht mit der Kapuze.

Während er vor dem Spiegel stand, dachte er nach. Nicht über sein Schicksal. Er ließ den Tag Revue passieren, der sich allmählich seinem Ende entgegenneigte.

Es war ein normaler Tag gewesen - oberflächlich betrachtet, doch Aoyama gehörte zu den Menschen, die tiefer dachten, die ein Gespür für die Vorgänge besaßen, die noch nicht eingetreten waren. Diese Vorahnungen hatten ihn die gesamte zweite Hälfte des Tages nicht losgelassen, sie waren geblieben und hatten sich gegen Abend noch verstärkt. Aoyama ging davon aus, dass es keine ruhige Nacht für ihn werden würde, und er stellte sich dementsprechend darauf ein.

Hielt er sich in seinem Haus oder im Garten auf, trug er bequeme Kleidung. Nur wenn ihn sein Weg woanders hinführte, streifte er die Kampfkleidung über.

An diesem Abend verzichtete er darauf. Dafür drehte er sich um und schritt quer durch die Hütte auf eine dünne Tür zu, zwischen deren Holzleisten eine fein bemalte Papierbespannung steckte. Hinter der Tür lag sein Schlafzimmer.

Ein Futonbett, eine Schale mit frischem Wasser, zwei kleine Öllampen, die ihr Licht abgaben, ein glatter Boden und ein relativ hoher Schrank mit zwei Türen, die wegen ihrer wundervollen Intarsienarbeit auffielen, stellten die Einrichtung dar.

Aoyama ging auf den Schrank zu. Hier bewahrte er seine wichtigsten Dinge auf.

Die rechte Tür öffnete er, die linke blieb geschlossen. Mit zielsicherem Griff fasste er in das Halbdunkel des Schranks und holte aus ihm eine Waffe hervor.

Aus der Scheide ragte der Griff eines Samuraischwertes nach oben. Ein schmaler Gürtel sorgte dafür, dass Aoyama die Waffe um die Taille legen konnte, was er auch tat, bevor er so gerüstet den Raum wieder verließ, um vor dem Spiegel stehen zu bleiben. Er interessierte sich nicht für sein Gesicht. Die Prüfung hatte er hinter sich, er wollte seine Reflexe und seine Geschicklichkeit testen, weil er das unbestimmte Gefühl hatte, sie zu brauchen.

Es gab kein Licht in dem Raum. Auch die Sonne hatte sich nun zurückgezogen. Die Hügel schluckten ihren letzten Schein. Um die Wohnstatt herum hatte sich die Dunkelheit ausgebreitet und schickte ihre Vorboten auch durch die schmalen Fenster, wo sie sich als

Schatten in dem Raum verteilten.
Die Gestalt des Mannes warf ebenfalls einen Schatten, der plötzlich in bizarre Zuckungen geriet, als Aoyama das Schwert gezogen hatte und mit seinen Übungen begann.
Auch ein Nichtfachmann hätte sofort erkennen können, dass hier ein Meister seines Fachs trainierte.
Aoyama beherrschte das Schwert bis zur Perfektion. Die schmale Klinge glänzte wie ein blaustählerner Blitz, wenn sie durch die Luft fuhr und dabei fauchende Geräusche hinterließ. Er schlug Kreuze, ließ die Klinge von oben nach unten sausen, zeichnete Kreise und Achten in die Luft, blieb dabei nie auf dem Fleck stehen und bewegte sich schattenhaft schnell.
Als die Minute vorbei war, atmete er kaum schneller. Seine Kondition und Konstitution waren hundertprozentig in Ordnung, und darauf legte er großen Wert.
Mit einem letzten Schwung zeichnete das Schwert einen Kreis durch die Luft, bevor es dann glatt und zielsicher in der Scheide verschwand. Aoyama hatte nicht erst hinzuschauen brauchen. Bei ihm liefen diese beinahe schon rituellen Handlungen automatisch ab.
Scharf drehte er sich um. Als Schatten innerhalb der Schatten näherte er sich dem Ausgang. Für einen Moment blieb er auf der Türschwelle stehen, um nach vorn zu schauen, wo der dichte Wald den schmalen Pfad verbarg, der hinunter in das Tal führte und sehr bald auf einen der Pilgerwege stieß, die zu den Klöstern führten.
Aoyama liebte die Umgebung. Sie gab ihm die Ruhe, die er für seine Aufgabe benötigte, doch an diesem Tag fühlte er sich überhaupt nicht wohl. Es war die Stille, die ihm zu schaffen machte. Er hatte sich stets am Singen der Vögel erfreut, die den Tag verabschiedeten und die anbrechende Nacht begrüßten. Das fiel heute aus. Kein Vogel trällerte, stattdessen wurde die Stille zu einer bedrückenden Last. Sie umschloss jeden Stamm, jeden Ast, jedes Blatt. Wie eine dumpfe Masse hatte sie jedes andere Geräusch einfach geschluckt.
Das gezeichnete Gesicht des Japaners blieb glatt. Kein Lächeln huschte über seine Lippen, die Augen blieben wach. Ihre Pupillen glänzten wie scharf geschliffene Schwerter.
Aoyama wollte nicht vor dem Haus bleiben, denn diese Stunde gehörte ihm und seinem kleinen Garten, den er hinter seiner Hütte angelegt hatte. Es war ein Stück Erde, das von ihm sorgfältig gepflegt wurde und wo er das fließende Wasser eines Bachs gestaut hatte, damit es einen See bildete.
Nach einem kleinen Fall floss es in eine Rinne, um anschließend in sein normales Bett zurückzugleiten.
Aoyama liebte diesen kleinen Garten, in dem Kies und Steine überwogen. Dazwischen breiteten die schaufelgroßen, flachen Blätter

eine grüne Decke aus, durch die ab und zu ein Grashalm vorwitzig aus der Lücke schaute.

Das Wasser war trinkbar. Deshalb kniete sich der Mann nieder und ließ es in seine Hände fließen.

Mit den Lippen schlürfte er die Hälfte weg, bevor er sich wieder aufrichtete, einige Schritte weiterging und sich auf einem kantigen Stein niederließ, dessen obere Seite wie ein bequemer Sitzplatz geformt war.

Dort blieb Aoyama sitzen und schien zu erstarren, denn von nun an bewegte er sich nicht. Er lauschte in die Stille hinein, versank in eine tiefe Meditation, um herauszufinden, was ihn störte.

Noch zeichnete die Dunkelheit einen nur grauen Schleier in die Luft, was sich allerdings sehr rasch änderte, denn es wurde rasch finster.

Aoyama war ebenfalls kaum zu sehen. Der dichte Bewuchs gab ihm den nötigen Schutz und das leise Raunen des Windes schien seine Gedanken fortzutragen.

Der Wind fuhr den Heiligen Berg hinab. Er spielte mit den Pflanzen, er bewegte ihre Blätter zu einem zittrigen Gesamtbild, aber er rauschte nicht.

Und genau dieses Geräusch hörte der Mann.

Seine Haltung blieb nach wie vor gleich. Nur die Augen hielt er plötzlich offen, bei ihm ein Zeichen, wie wachsam er letztendlich war. Die Gefahr, die er mit jeder Faser seines sensiblen Nervenkostüms gespürt hatte, war näher gekommen. Sie verdichtete sich und lauerte schon in seiner Nähe.

Aoyama blieb ruhig. Dieser Mann war durch mehrere Höllen gegangen, die seine Nerven gestärkt hatten. Allerdings lauschte er sehr genau, um den Ort der Gefahr zu lokalisieren.

Noch schwebte sie über ihm. Sie bewegte sich dabei hin und her und verdichtete sich zu einem ungewöhnlichen Rauschen, das mit dem des Windes nichts zu tun hatte.

Ein Fremdgeräusch!

Im ersten Moment hatte Aoyama an einen großen Vogel gedacht, der seine Kreise in der warmen Abendluft zog und sich von den ständigen Winden tragen ließ.

Das kam nicht in Frage. Ein Vogel hätte sich anders verhalten, sich niedergesetzt, aber nicht gekreist, als wäre er auf der Suche nach einer bestimmten Beute, die es für ihn hier nicht gab.

Das musste jemand anderer sein!

Aoyama blieb gelassen, aber angespannt. Das Geräusch blieb. Nur hatte es sich nach links verlagert und der Mann drehte seinen Kopf, damit er dorthin schauen konnte.

Für einen winzigen Moment entdeckte er die beiden roten Punkte in der Dunkelheit. Sie schimmerten durch Lücken im Geäst, waren dann

wieder verschwunden.

Glühwürmchen waren es nicht. Damit kannte sich Aoyama aus und er sah diese Punkte, Augen oder was immer es gewesen sein mochte, als feindlich an. Wobei er zudem davon ausging, dass sie wieder erscheinen würden. Er lauschte den Geräuschen noch konzentrierter, damit er den Flug verfolgen konnte.

Die Geräusche wechselten. Zwar befanden sie sich noch über ihm, aber sie hatten sich jetzt zur rechten Seite hin verlagert, dort wehte ihr Rauschen durch das Astwerk der Bäume, als sollte es von den Blättern weitergetragen werden.

Es war ein Lauern, ein Warten, ein Nervenkrieg, der von einem Moment zum anderen sein Ende fand.

Urplötzlich hörte der einsam dasitzende Mann das Krachen über sich. Eingehüllt in Blattwerk und abgebrochene Äste, huschte ein gewaltiger Schatten auf den Einsamen zu. Er wäre mit großer Wucht auf ihn niedergefallen, aber Aoyama war schneller, wuchtete sich nach vorn und zog dabei mit einer glatten Bewegung sein Schwert. Als er herumkreiselte, stieß er die Waffe nach vorn, aber nicht zu, weil er wissen wollte, welcher Gegner in sein Refugium eingebrochen war.

Ein Vogel?

Ja und nein. Groß, schwarz, schattig, mit gewaltigen Schwingen, die an den Seiten ein zackiges Muster aufwiesen. Zwischen ihnen steckte kein Körper, nur ein Kopf. Ungefähr so groß wie zwei Männerfäuste und fast nur aus Maul und Augen bestehend, die so rot leuchteten, als wären in ihrem Innern Laternen angezündet worden. Sie schimmerten in der oberen Hälfte des Schädels, die untere bestand fast ausschließlich aus dem weit aufgerissenen Maul.

Aoyama wusste Bescheid!

Vor ihm hockte kein Vogel, dafür eine riesige Fledermaus, die auch einen anderen Namen hatte: Vampir!

Im ersten Moment war er selbst überrascht, denn damit hätte er nicht gerechnet. Natürlich kannte er die alten Geschichten, die man sich auch hier in Japan über diese blutgierigen Wesen erzählte, aber sie waren oft genug anders dargestellt worden, nicht als Fledermäuse, mehr als drachenähnliche Monster.

Jetzt tauchte ausgerechnet sie auf und hatte eine dermaßen große Kraft, dass sie das Geäst noch hatte abreißen können. Noch hockte sie nahezu platt auf dem Boden, nur die Schwingen zitterten.

Schon bald durchzuckte es wie ein Stromstoß ihren Körper und einen Augenblick später hob die Fledermaus vom Boden ab, wobei sie heftig die Schwingen bewegte.

Das Monstrum nahm beinahe die gesamte Breite des Gartens ein. Es war nicht gekommen, um guten Abend zu sagen, es wollte Blut und griff dementsprechend an.

Ein Kampfschrei gellte in den dunklen Himmel, als der Mann sein Schwert bewegte und es kreisförmig über seinen Kopf schwang. Er lief der Fledermaus dabei entgegen, die Defensive war nichts für ihn. Er wollte das Monstrum vernichten.

Und er schlug zu.

Rasend schnell hämmerte er die Klinge seines Samuraischwertes in den Körper hinein. Die Fledermaus befand sich noch in der Luft, als sie, getroffen von mehreren Schlägen, in Fetzen gehauen wurde.

Der Kopf wirbelte davon, die Schwingen bestanden nur aus Resten und der Kämpfer schlug noch zweimal zu. Erst dann war er mit seiner Tat zufrieden.

Vor seinen Füßen lagen die Überbleibsel dieser widerlichen Gestalt. Er schüttelte sich, als er seinen Weg über die Schwingenstücke hinwegsetzte und dorthin ging, wo er seiner Meinung nach den Kopf der Bestie finden konnte.

Er lag fast neben dem Teich, so weit war er durch den Schlag geflogen.

Aoyama bückte sich nicht. Stattdessen streckt er seine Klinge aus und spießte den Schädel auf.

Das Schwert blieb darin stecken, doch einen Moment später zerfiel der Schädel vor seinen Augen.

Als Asche regneten die Teile zu Boden und blieben dort so lange liegen, bis sich ein Windstoß aufraffte und sie forttrug.

Er drehte sich um und hörte die leisen Geräusche, die entstanden, als auch die restlichen Teile des Fledermauskörpers zu Asche wurden, so wie es die Vampirgesetze befahlen.

Der Mann schaute zu. Er ging nicht weg, er nahm alles bewusst wahr, denn er wusste, dass in diesem grausamen Spiel eine neue Runde eingeläutet worden war.

Nicht allein mit den Zombies würde er zu tun haben, auch mit anderen Monstern, den Vampiren.

Aoyama gehörte zu den Menschen, die über das Leben mit all seinen positiven und negativen Seiten nachdachten. Er nahm sie hin, er kam damit zurecht, er dachte darüber nach. In diesem Fall allerdings konnte er sich keinen Reim machen. Das plötzliche Auftauchen der Vampirfledermaus war für ihn nicht erklärbar. Die lebenden Leichen in der Totenstadt schon, doch mit Vampiren konnten sie nichts zu tun haben, obwohl sie zur Kaste der Dämonen gehörten.

Was war hier geschehen?

Er dachte stark nach, kam auch zu einem Ergebnis. Nirgendwo stand geschrieben, dass sich nur eine Vampirfledermaus in seine Nähe gewagt hatte. Es konnte durchaus möglich sein, dass er noch von anderen Schatten aus der Höhe beobachtet wurde.

Der Mann mit dem gezeichneten Gesicht wollte es genauer wissen. In

seiner Nähe gab es nicht nur den Garten, der alles zuwachsen ließ, außen herum existierten auch freie Flächen, von denen er einen freien Blick hatte und die in den Hang des hohen Hügels hineingebaut waren wie extra angelegte Plattformen.

Mit gezücktem Schwert bahnte sich der Mann seinen Weg durch den dichten Wirrwarr der Vegetation. Bis er nach links ging, sich durch ein Gebüsch drückte und mit raumgreifenden Schritten über aus dem Boden schauende Steine höher kletterte.

Auf der Plattform blieb er stehen, den Blick weit in das Tal gerichtet.

Im Süden schimmerten die Lichter der alten Kaiserstadt Kyoto. An drei Seiten war Kyoto von Bergen umgeben, dazu von einem Fluss und im Süden von einem See.

Den Fluss Kamo konnte er erkennen. Auf seiner silbrig schimmernden Oberfläche wirkten die Reflexe der Lichter wie ferne Farbtupfer, die sich hektisch bewegten.

Der Blick des einsamen Wächters glitt höher. Die Schatten der Berge ließ er hinter sich und streifte den Himmel, der dunkelblau und sternenklar über dem Land stand. Er liebte diesen Anblick, aber in dieser Minute interessierte ihn etwas anderes.

Auf der Plattform stehend drehte er sich im Kreis, weil er nach bestimmten Hinweisen suchte.

Und die glaubte er auch zu sehen. Den Mond sah er nicht. Dafür bewegte sich etwas unter dem blitzenden Sternenteppich wie eine in der Luft schwebende dunkle Welle.

Der Beobachter wusste sofort, dass es dies genau nicht war. Die Welle bestand aus Schwingen.

Diese wiederum gehörten zu den Wesen, die ihre Kreise zogen.

Fledermäuse!

Vielleicht zwei oder drei. So genau konnte er sie nicht erkennen, da ihre Konturen nicht so scharf hervortraten. Allerdings wirkten sie auch nicht so, als hätten sie einen Angriff auf ihn vor. Im Gegenteil, sie zogen sich sogar zurück.

Dennoch blieb er stehen und wartete, bis ungefähr eine Stunde vergangen war.

Erst dann trat er den Rückweg an. Sehr vorsichtig näherte er sich seiner Hütte, war auf der Suche nach einer Gefahr. Erst als er sicher war, nicht erwartet zu werden, betrat er sie und fand sie leer.

In dieser Nacht schlief Aoyama nicht. Er hockte auf seinem Bett, das Schwert lag dabei auf seinen Oberschenkeln, und hielt Wache. Und der Mann wusste nun, dass noch schlimmere Zeiten auf ihn zukommen würden…

***

Ich war glücklich!

Nicht weil wir uns in Japan befanden, nein, es lag daran, dass wir die Hektik der Riesenstadt Tokio endlich hinter uns gelassen hatten und uns in einem der schnellen Züge befanden, die zwischen den großen japanischen Städten verkehren.

Vom Flughafen zum Bahnhof zu gelangen, hatte einer mittleren Katastrophe geglichen, denn eigentlich ist Tokio ja keine Stadt, mehr eine Zusammenhäufung aus verschiedenen Stadtteilen, wobei jeder ein anderes Gesicht zeigte.

Im Zug war es ruhig. Die Hektik spielte sich auf den Bahnsteigen ab, die hinter den schallschluckenden Fenstern lagen. Wir hörten von außen kein Geräusch und hatten es uns in dem Großraumwagen bequem gemacht.

Glücklich fühlte ich mich, aber den Flug, sechzehn Stunden sitzen, musste ich erst verkraften. Und an die Zeitumstellung musste ich mich noch gewöhnen. Meinem Freund Suko erging es ebenso.

Er hockte mir gegenüber, grinste etwas verunglückt und fragte: »Soll ich raten, was du gleich machen wirst?«

»Das Gleiche wie du. Augen zu und durch.« Ich hatte die Beine lang ausgestreckt und sie seitlich an Suko vorbei unter den anderen Sitz geschoben, der nicht besetzt war und es hoffentlich auch nicht wurde. Ansonsten durften wir uns über die Reisenden nicht beschweren. In keinem Londoner Zug hätte auch nur annähernd eine derartige Disziplin und Ruhe geherrscht wie in diesem hier.

Die Reisenden stiegen ein, suchten sich die Plätze aus und begannen mit der Arbeit.

Einige trugen Laptops bei sich und beschäftigten sich mit ihren Aufgaben. Andere lasen Zeitung.

Manche gingen ihre Unterlagen noch einmal durch, um sich fit zu machen für Konferenzen und Besprechungen. Nur zwei Reisende schliefen, wie ich beim Anfahren mit einem raschen Rundblick hatte feststellen können.

Der Zug glitt leise durch den Bahnhof. Wenn wir in Kyoto eintrafen, würde es dunkel sein, deshalb wollte ich noch ein wenig schlafen.

»Schäm dich«, sagte Suko.

»Weshalb?«

»Schau dir die anderen an. Die arbeiten wenigstens. Du aber hängst hier und verschläfst die Zeit.«

»Das kann ich mir auch erlauben. Niemand soll je auf meinen Grabstein schreiben, dass darunter einer liegt, der vor Arbeitswut gestorben ist. Lieber im faulen Fieber dahinsiechen, als sich zu Tode schuften. Und jetzt gute Nacht.«

Suko gab noch einen Kommentar, auf den ich nichts erwiderte. Ich war einfach zu faul oder auch schon zu müde, um mich auf einen weiteren Dialog einzulassen.

Ich war regelrecht weggesackt, aber Ruhe bekam ich auch nicht, denn mich plagten plötzlich Träume. Worum es sich dabei genau drehte, konnte ich nicht sagen. Jedenfalls saß ich im Flugzeug, das ruhig hoch über dem Meer flog, bis es von einem riesigen Drachen aufgebracht wurde, der die Maschine zunächst einmal nur umflog.

Dann erreichte der Drache die Pilotenkanzel der Maschine, riss dort sein Maul auf und biss blitzschnell zu. Ich hörte es knirschen, vernahm die Schreie der Menschen, sah Tote aus den Trümmern fliegen und bekam selbst einen Stoß mit, der mich aus der Maschine ins Freie katapultierte. In Wirklichkeit hatte Suko mir auf die Schulter geschlagen und mich aus tiefem Schlaf geweckt.

Verwirrt öffnete ich die Augen, wollte auf meinen Traum zu sprechen kommen, als ich Sukos Lachen hörte.

»Was ist denn?«

»Du hättest dich mal sehen sollen. Dein Gesicht sah aus…«, er winkte ab. »Nein, ich kann es nicht beschreiben.«

Ich rieb mir die Augen und schüttelte dabei den Kopf. »Wenn ich ehrlich sein soll, muss ich dir sagen, dass der Traum nicht eben angenehm war.«

»Ich habe jedenfalls kaum geschlafen«, bemerkte Suko.

»Wie schön, dass ich einen Wächter habe.« Ich schaute mich im Sitzen um. Die Umgebung war zwar gleich geblieben. Sie hatte sich trotzdem verändert. Überall brannten die kleinen Lampen an den Decken, die einen warmen Schein abgaben. Sie ließen das Innere des Wagens direkt gemütlich aussehen. Dazu das Rollen des Zuges, kaum ein Halt, hin und wieder eine nette Stewardess, die einen Wagen mit Getränken vor sich herschob und bei der Suko zwei Portionen Tee bestellte.

»Der wird dir gut tun, Alter.«

»Dir nicht?«

»Auch.« Suko zahlte und reichte mir meine Tasse. Er wurde tatsächlich in Tassen serviert, schmeckte anders als unser Tee und schimmerte grünlich.

Wir schlürften das Getränk, als uns die Stewardess ein letztes Lächeln schenkte, bevor sie den Wagen weiterschob.

»Wie schmeckt er dir?«, fragte Suko.

»Man kann ihn trinken.«

Suko schüttelte den Kopf. »Du bist auch mit nichts zufrieden.«

»Werde du mal aus dem Schlaf geweckt.« Ich stellte die Tasse auf ein kleines, an der Lehne befestigtes Tablett. »Warum hast du das überhaupt getan?«

»Bestimmt nicht ohne Grund.« Sukos Blick nahm einen lauernden Ausdruck an. »Irgendetwas verfolgt uns.«

»Toll - und was?« Meine Frage sollte spöttisch klingen, doch Sukos

Gesicht war zu ernst, deshalb ließ ich den Spott.
»Ich kann es dir nicht sagen. Ich habe nur - vielleicht rein zufällig - einen Schatten gesehen.«
»Wo?«
Suko deutete mit dem abgespreizten Daumen auf die Scheibe. »Dort draußen.«
Ich schaute ihn skeptisch an, sodass er leise lachen musste. »Glaubst du mir nicht?«
»Es ist schwer.«
»Sicherheitshalber wollte ich dich wecken, denn der Schatten tauchte öfter als einmal auf.«
»Ist sonst noch etwas?«, fragte ich vorsichtig, weil ich ahnte, dass Suko scheibchenweise mit der Wahrheit herausrücken würde.
»Ja, da war nicht nur der Schatten. In einem bestimmten Abstand entdeckte ich in ihm auch zwei Punkte. Sie schimmerten in einem tiefen Rot, ähnlich wie Blutstropfen.«
»Und was ist das, deiner Meinung nach?«
»Augen, John. Rote, kleine Augen innerhalb der dunklen Masse, die uns beobachteten.«
Ich nickte ihm sehr gemächlich zu. »Von irgendwelchen fliegenden Monstern also.«
»Ja, das nehme ich an.«
»Ich habe von einem Drachen geträumt«, murmelte ich beim Ausstrecken der Beine. »Deine Schatten scheinen echt zu sein. Hast du die Umrisse erkennen können?«
»Leider ja.«
»Verflixt, was heißt das? Lass dir doch nicht jedes Wort aus der Nase ziehen.«
Suko hob die Augenbrauen, die mittlerweile wieder nachgewachsen waren, als er flüsternd sagte:
»Vampire, John, Flugvampire. Kleine Köpfe, Glutaugen und Schwingen.«
Ich schaute ihn an wie jemand, der mir eine schlechte Nachricht überbracht hatte. »Du hast dich nicht geirrt?«
»Sie sind nicht nur einmal erschienen.«
Ich lehnte mich zurück und schaute aus dem Fenster.
Es wäre schon ein großer Zufall gewesen, hätte ich in der Dunkelheit jetzt einen Flugvampir entdeckt.
Am Himmel blinkten die Sterne und gaben ihr natürliches Licht ab. Künstliches war ebenfalls vorhanden. In der Ferne waren einige Orte als helle Inseln zu erkennen.
Ich hob die Schultern.
Suko hatte die Geste verstanden. »Sie werden noch kommen, keine Sorge. Jedenfalls sollten wir beide wachsam sein.«

»Einverstanden. Andere Frage, Alter. Wie lange ungefähr müssen wir noch fahren?«
»Knapp eine Stunde.«
Ich erhob mich. »Dann gehe ich mal kurz für Königstiger. Bis gleich.«
Der Zug glitt auf der geraden Strecke ruhig dahin. Ich schwankte kaum, als ich den Gang durchschritt. Die Toiletten lagen zwischen den einzelnen Waggons und ich staunte über die Sauberkeit.
Das Fenster bestand aus undurchsichtigem Milchglas. Nur ein schmaler Streifen oben war freigelassen worden, durch den ich schauen konnte. Und da sah ich sie, die beiden Augen!
Es war wie ein Schock. Ich glaubte, über meinen Rücken würde flüssiger Teer laufen, der zudem seinen Weg in mein Inneres fand.
Ein Augenpaar glotzte in die Toilette. Knallrot, böse, wie mit Blut gefüllt.
Etwas krampfte sich in meiner Kehle fest. Sogar das Atmen fiel mir schwer. Da die Augen in einer Höhe mit dem Fenster blieben, machte ich mir klar, dass mich die Fledermaus oder wer immer das Monstrum auch sein mochte, begleitete.
Entweder konnte es so schnell fliegen, wie der Zug fuhr, oder es hatte sich irgendwo an einer Kante des Wagens festgeklammert. Er tat nichts, er glotzte nur.
Ich suchte nach einer Möglichkeit, das Fenster zu öffnen. Die war nicht gegeben und so blieb mir nur, die Scheibe zu zerschießen, wenn ich die Fledermaus stoppen wollte.
Ich holte die Beretta hervor, steckte sie zwei Sekunden später aber wieder weg. Das Wesen draußen musste meine Absicht gerochen haben, denn plötzlich war es verschwunden, als hätte der Fahrtwind es in die finstere Nacht katapultiert.
Also doch. Auf Suko war schon Verlass, das musste ich ihm ehrlich zugestehen.
Natürlich arbeitete mein Gedankenapparat. Ich dachte darüber nach, wie es möglich war, dass ausgerechnet unser Zug verfolgt wurde. Der Grund hing sicherlich nicht mit den normalen einheimischen Fahrgästen zusammen, das lag allein an Suko und mir.
Doch woher wussten die Wesen, dass wir uns im Zug befanden? Wer hatte ihnen Bescheid gegeben? Fledermäuse, Riesenvampire - von diesen beiden Begriffen war der Sprung nicht weit bis zu Nadine Berger und natürlich Dracula II.
Noch war es Theorie, aber ich konnte mir vorstellen, dass sie Wind von unseren Nachforschungen bekommen hatten und nun versuchten, sie im Keim zu ersticken.
Auch sie wollten nicht, dass wir in die Lage gerieten, den Text auf dem Palmblatt zu lesen.
Wenn das tatsächlich stimmen sollte, konnte Nadine Berger

möglicherweise eine Zukunft haben.

Vielleicht sogar wieder als normaler Mensch und nicht mehr als Blutsaugerin, denn es sollte ja Methoden geben, die es schafften, einen Blutsauger innerhalb einer bestimmten Zeitspanne wieder in einen Menschen zurückzuverwandeln. Wie die genau aussahen, das wusste ich auch nicht, doch das Palmblatt würde mir darüber Auskunft geben. Davon war ich fest überzeugt.

Die Dinge entwickelten sich nicht eben zu unseren Gunsten, wie ich zugestehen musste.

Ich öffnete die Tür, war noch in Gedanken und wäre beinahe gegen einen Japaner gelaufen, der mir nur bis zur Schulter reichte, sich ebenso erschrak wie ich, dann lächelte, zur Seite trat und mich vorbei ließ.

Ich entschuldigte mich mit freundlichen Worten. Er lächelte, hob die Schultern und zog den Kopf etwas ein.

Komischer Bursche.

Ich ging - und hatte plötzlich das Gefühl, mit beiden Beinen in Eis zu stehen.

Eigentlich hätte ich den Kerl in der gegenüberliegenden Scheibe sehen müssen. Da jedoch zeichnete sich nichts ab und die Toilette hatte er ebenfalls noch nicht betreten.

Auf der Stelle fuhr ich herum, drehte den Körper dabei nach links und sah schon die Bewegung des Mannes, wie er ein Messer aus seinem Jackenärmel schnellen ließ.

Gleichzeitig grinste er - und zeigte dabei zwei spitze Vampirzähne!

***

Ob es die Fledermaus gewesen war, die ich am Fenster gesehen und die sich eventuell in einen zweibeinigen Blutsauger verwandelt hatte, interessierte mich nicht. Auch nicht, wie dieser Unhold dann in den Zug gelangt war. Ich musste schneller sein als der Vampir, der sich zwischen einem Biss und einem Stich entscheiden konnte.

Deshalb trat ich zu.

Es war ein schneller, wuchtiger und gemeiner Tritt, der den Blutsauger im Unterleib erwischte, was bei ihm keine Schmerzen hinterließ. Mir kam es einzig und allein auf die Wucht an.

Ich hatte zudem das Glück, dass der Zug in eine leichte Kurve fuhr und die Fliehkraft uns beide erwischte. Den Blutsauger aber schleuderte sie über die Schwelle in die Toilette hinein, wo er scheppernd gegen den kleinen Kasten mit den Papierhandtüchern fiel.

Er hatte sich noch nicht fangen können, als ich bereits in die Zelle stürmte.

Wie ein Häufchen Elend hockte er am Boden. Das Messer noch in der Hand, das Gesicht böse zur Fratze verzerrt. An sein Messer dachte er

nicht mehr, es war längst zur Makulatur geworden, denn mein Dolch war schneller.

Ich hatte ihn aus dem Handgelenk geschleudert und die silberne Waffe erwischte den Blutsauger voll. Die Klinge durchdrang die Brust, traf das Herz und löschte somit das untote Leben aus.

Er und sein Kopf kippten zur Seite. Seine Lippen öffneten sich. Ein rostbrauner Faden rann aus dem Mundwinkel. Das Zeug sah aus wie uraltes Blut.

Ich atmete tief durch, schloss die Tür und riegelte sie von innen ab. Einen zufälligen Zeugen konnte ich nicht gebrauchen, denn der Auflösungsprozess war schlimm genug.

Er zerfiel nicht zu Staub, den ich hätte in die Toilette spülen können. Sein Gesicht bekam nur dunkle Flecken, sie schimmerten zwischen Braun und Grün und sahen aus wie dunkle Blutergüsse. Die Lippen rissen auf, als ich den Dolch aus der Wunde zog. Durch die Bewegung verlor der Körper auch den letzten Halt, fiel zur Seite und blieb zwischen Wand und Toilettenschüssel eingeklemmt liegen.

Diesmal war ich vorsichtiger beim Öffnen der Tür. Ich schaute auf die Plattform, aber nur das Licht brannte. Ich wusste nicht, ob ich dem Schaffner Bescheid geben sollte, bisher hatte ich keinen gesehen, beschloss dann, es bleiben zu lassen und bis Kyoto zu fahren.

Wieder kam es mir vor, als würde der Zug über die Schienen schweben. Wir hörten kaum ein Geräusch, rollten einfach dahin, als wollte er bis in die Ewigkeit weiterfahren.

In unserem Wagen hatte sich nichts verändert. Nach wie vor saßen die Reisenden beinahe regungslos auf ihren Plätzen. Sie waren mit ihrer Arbeit beschäftigt.

Suko schaute erstaunt hoch, als ich mich ihm gegenüber niederließ. »Du bist aber lange weggeblieben«, beschwerte er sich.

»Zwangsläufig.«

»Durchfall?«, fragte er grinsend.

»Nein, ein Vampir.«

Jetzt grinste er nicht mehr, denn er wusste genau, dass ich keine Witze machte. Er schaute aber gegen die Scheibe, ohne dahinter jedoch eine Bewegung sehen zu können.

»Im Zug?«

»Ja, sogar auf der Toilette. Ich weiß nicht, wie er hineingekommen ist oder ob er bereits zuvor gelauert hat. Jedenfalls war er da und wollte mich killen.«

»Nicht beißen?«

»Vielleicht beides. Jedenfalls trug er ein Messer bei sich. Das konnte er nicht mehr einsetzen, ich war mit meinem Dolch fixer.« Natürlich wartete Suko darauf, Einzelheiten zu erfahren. Ich hielt damit auch nicht hinterm Berg und wir sprachen dann darüber, wie wir uns den

Rest der Strecke verhalten sollten, denn dass wir auch weiterhin auf der Hut sein und mit allem rechnen mussten, stand fest.
»Bisher hat nichts auf eine Vampirspur hingewiesen«, flüsterte Suko. »Wieso auf einmal dies?«
Ich hob die Schultern und erwiderte: »Ich kann mir nur vorstellen, dass Mallmann Wind davon bekommen hat und zusätzlich mit allen Mitteln einen Erfolg unsererseits verhindern will.«
»Dies ließ darauf schließen, dass es für Nadine Berger möglicherweise noch eine Chance gibt.«
»Richtig, Suko.«
Ich war plötzlich überhaupt nicht mehr müde, sondern beobachtete sehr genau, was in meiner sichtbaren Umgebung passierte. Zwei Männer hatten den Wagen verlassen. Ob sie zur Toilette gegangen waren, wusste ich nicht. Jedenfalls gaben sie mit keiner Miene zu erkennen, dass sie etwas Ungewöhnliches entdeckt hatten. Und das war dieser in der Toilette liegende Vampir nun mal.
»In einer halben Stunde erreichen wir Kyoto«, sagte Suko mit einem Blick auf die Uhr.
»Klar.« Ich reckte mich. »Bis dahin ist noch viel Zeit.« Auch draußen war kaum etwas zu sehen.
Der Zug jagte durch die Nacht.
Hin und wieder blinkte ein einsames Licht oder Signal. Die Gegend war auch bergiger geworden.
Kyoto lag eingebettet in einer wunderschönen Landschaft. Die Japaner hatten sie damals nicht ohne Grund als Hauptstadt ausgesucht.
»Vielleicht war es ihnen eine Warnung«, murmelte Suko, »dass sie sich jetzt nicht mehr trauen.«
»Hoffentlich. Stell dir vor, sie würden den Zug angreifen und hier ein Blutbad anrichten. Wir wären erpressbar…«
Ich enthielt mich einer Antwort, aber die letzten zwanzig Minuten Zugfahrt wurden zu einer der längsten meines Lebens. Eigentlich atmete ich erst auf, als wir den Tunnel dicht vor Kyoto hinter uns gelassen hatten und in die Stadt einrollten, deren Lichter Reflexe auf den Scheiben hinterließen.
»Und jetzt bin ich mal gespannt, wie es weitergeht«, sagte Suko, als er nach seinem Koffer griff.
»Ich auch, mein Lieber…«

***

Aoyama wartete die Tageswende ab, bevor er seinen Beobachtungsplatz verließ und sich auf den Rückweg zur Hütte begab.
Es war nichts weiter geschehen. Kein Schatten hatte sich in der Dunkelheit bewegt, kein fremder Laut war an seine Ohren gedrungen,

und auch die Vögel zeigten sich nicht. Sie hockten dicht gedrängt in ihren Verstecken und schliefen.

Ruhig lag der Sternenhimmel über ihm, doch eine Lösung der großen Probleme konnte er auch dort nicht finden.

In ihm keimte wohl eine gewisse Ahnung auf. Sehr lange und intensiv hatten sich seine Gedanken um bestimmte Dinge gedreht. Sie waren dabei zurückgewandert in die Vergangenheit und hatten sich mit der Totenstadt beschäftigt, die gar nicht weit von seiner Hütte entfernt lag. Er bezeichnete sie als einen schrecklichen Schandfleck. Menschen hatten an diesem Ort Experimente vorgenommen. Der Misserfolg war kaum beschreibbar. Was da in der Totenstadt umherirrte, spottete jeder Beschreibung.

Es waren die Zombies, die Untoten. Die magische Bombe hatte die Keime gesät, die nun als schreckliche Frucht aufgegangen waren.

Nur wenige wussten davon. Fast alle schwiegen, keiner handelte, bis auf Aoyama. Er bildete die große Ausnahme und er hatte den Kampf gegen diese Mächte aufgenommen, denn letztendlich gehörte auch er mit seinem zerstörten Gesicht zu den Personen, die es getroffen hatte. Er musste etwas unternehmen und er würde nicht eher ruhen, bis keine lebende Leiche mehr durch diese verfallene Trümmerwelt irrte.

Nun aber war noch etwas anderes hinzugekommen. Eine zweite Monsterart, möglicherweise noch gefährlicher als die Zombies.

Vampire!

Auch darüber hatte der Einsiedler nachgedacht. Er gehörte zu den Menschen, die Dinge nicht in Frage stellten, die es nicht geben durfte. Er rechnete grundsätzlich mit allem und glaubte zudem an die Vielfältigkeit der Welt und nicht nur an das, was er mit eigenen Augen sah. Er vertrat die Theorie der verschiedenen Ebenen, das heißt, er glaubte auch an die metaphysischen Gesetze und ging davon aus, dass sich hinter der sichtbaren Ebene noch viele andere befanden, die sich jedoch nur den Menschen offenbarten, die auch an sie glaubten.

Aoyama hatte es nie geschafft, Zeitreisen zu unternehmen. Innerhalb seiner tiefen Meditation jedoch war er mit diesen Tatsachen konfrontiert worden und richtete sich danach.

Welche Lebewesen die Welten bewohnen, darüber wusste er nichts. Die Welt der Geister war mächtig, riesig und für den normalen Menschen nicht überschaubar. Er bat um den Schutz der Geister, um seinen Aufgaben gerecht werden zu können.

Wie er es auch in dieser Nacht getan hatte, denn er wusste genau, dass sehr schwere Aufgaben warteten, die er nur dann lösen konnte, wenn er sich richtig verhielt.

Er dachte darüber nach, dass die große Fledermaus ihn nicht aus eigenem Antrieb attackiert hatte.

Das konnte er sich einfach nicht vorstellen. Dahinter steckte eine

andere Kraft, die ihm die blutsaugende Bestie geschickt hatte.

Der Wald schwieg. Nur seine Schritte waren zu hören, als er sich durch den dichten Bewuchs schlängelte. Hin und wieder auch ein Rascheln und Schaben.

Lächeln konnte er nicht mehr. Sein Gesicht wirkte sehr ernst, die Züge schienen vereist zu sein. Den Blick bohrte er in die dichte Finsternis, die hier von keinem Lichtfleck erhellt wurde. Auch an seinem Haus brannte keine Lampe.

Schweigen und Dunkelheit hüllten ihn ein. Als er seinen Garten erreichte, blieb er stehen. Der sorgfältig verteilte Kies gab einen helleren Schein ab. Jeder kleine Stein lag auf seinem Platz. In den Stunden der Muße beschäftigte sich Aoyama in seinem Garten und harkte die Unterlage durch.

Er hätte auch in der Dunkelheit gesehen, wenn jemand über die Steine hinweggeschritten wäre. Ihr gesamtes Mosaik wäre zerstört worden. Das war nicht der Fall. Glatt wie ein Teppich lagen die kleinen, helleren Inseln vor ihm.

Der Einsiedler war beruhigt, jedoch nicht sorglos. Abermals sehr vorsichtig näherte er sich seiner Hütte, verfolgt vom leisen Rauschen des Bachs.

Er verschloss die Tür nie, er brauchte sie nur aufzudrücken. Seine Hand lag trotzdem auf dem Griff des Samuraischwerts, als er die dunkle Hütte betrat.

Kein Licht, nur Finsternis, hin und wieder ein Schatten, der sich weich auf dem Boden verteilte.

Unhörbar bewegte sich der Mann durch den Raum. Ein Zündholz ratschte über die raue Fläche.

Licht flackerte auf, dann brannte die sich in einer Schale befindliche Flüssigkeit mit ihrem blassblauen Schein.

Aoyama war vor dem Spiegel stehen geblieben und betrachtete sich darin. Sein Gesicht wirkte dunkel, als würde sich die Haut schämen, ihre Wunden zu zeigen.

Er stand nur da, schaute und fuhr schließlich mit der Handfläche über seine Wangen, wobei er die Wunden fühlte, die abermals anfingen zu nässen.

Das geschah in dieser extremen Form nur selten. Immer dann, wenn der Mann selbst innerlich nicht zur Ruhe gekommen war. Auch jetzt spürte er den seelischen Unfrieden, die leichte Nervosität, die ihn umfasst hielt und sein Atmen erschwerte.

Etwas drückte gegen ihn. Es war nicht fassbar, einfach nur ein Gefühl, das nicht verschwand.

Für ihn war es eine Warnung.

Im Nebenraum hielt sich ebenfalls niemand auf. Er schaute auf das flache Futonbett und den kleinen Lacktisch, auf dem die Schale stand.

In ihr befand sich kein Wasser.
Ohne sich auszuziehen, legte er sich auf das Bett. Auch die Waffe hatte er nicht abgelegt. Wenn er den Kopf ein wenig drehte, fiel sein Blick in eine Ecke, wo sich ein länglicher Gegenstand vom Boden erhob. Es war das Schnellfeuergewehr, seine Waffe, mit der er die lebenden Toten zerschoss, falls er nicht sein Schwert nahm und ihnen damit den Schädel vom Körper drosch.
Aoyama legte sich nieder. Seine Bewegungen waren geschmeidig und er blieb auf dem Rücken liegen, den Blick zwangsläufig gegen die Decke gerichtet.
In den folgenden Sekunden erstarrte der Mann. Ein Toter hätte nicht ruhiger liegen können. Er wurde eins mit der Umgebung, seine Seele weitete sich aus, er fühlte sich jetzt ganz besonders als ein Stück Natur, in die er hineinlauschte.
Zeit war für ihn nicht mehr wichtig. Sie lief, sie zerrann, er lauschte in die Stille hinein, die Geräusche interessierten ihn sehr, sie waren da, aber sie klangen nicht fremd.
Dennoch spürte er plötzlich einen Adrenalinstoß durch seinen Körper schießen. Etwas hatte sich verändert, hatte ihn gewarnt.
Ruhig blieb er liegen. Der Einsiedler war kein Mann der Panik. Er konnte sich auf eine Gefahr konzentrieren, - um sie anschließend zu lokalisieren. Dann war sie nicht mehr so schlimm.
Seine Hände lagen gekreuzt auf dem Körper. Dass dabei eine den Griff des Schwertes umschlossen hatte, war kein Zufall.
Und so wartete er ab.
Außerhalb der Hütte sprudelte der Bach. Auch sein Fließen bekam der Mann mit. Etwas, an das er sich längst gewöhnt hatte.
Aber das Fremde war da. Etwas, das einfach nicht in diese ruhige Umgebung passte. Aoyama wusste nicht, wie er es identifizieren und lokalisieren sollte, ihm war nur klar, dass es ihn längst beobachtete und unter Kontrolle hielt.
Nur nicht bewegen, dachte er. Ruhe bewahren.
Nur seine Augen lebten. Er schaute dorthin, wo sich das Fenster befand. Kein Schatten wischte außen an ihm vorbei, aber der Mann wusste plötzlich genau, dass er sich nicht mehr allein in seiner Hütte befand. Er hatte Besuch bekommen.
Ein Fremder umschlich die Hütte…
Oder etwas Fremdes, denn er wollte nicht darauf wetten, dass es sich um einen Menschen handelte.
So wartete er ab.
Die Tür musste beim Öffnen zur Seite geschoben werden. Sie hatte den milchigen, schwach durchsichtigen Einsatz und genau hinter ihm zeichneten sich die Umrisse einer Gestalt ab.
Da kam jemand…

Aoyama blieb nicht mehr so ruhig. Er zog das Schwert aus der Scheide, hob es nicht an, sondern ließ es dicht neben seinem Körper an der rechten Seite liegen. So gewappnet, erwartete er den Fremden, der ihm bestimmt keinen Freundschaftsbesuch abstatten würde.

Er nahm ihn nur als Schatten wahr, trotzdem konnte der Einsiedler den Besucher riechen.

Es war ein besonderer Geruch, einer, der ihm gar nicht gefiel, weil er ihn nicht einordnen konnte.

Mit Gerüchen kannte sich der Mann aus. Er stufte sie in zwei große Kategorien ein.

Einmal die Gerüche der Lebenden, zum anderen die der Toten, die er auch kannte und dabei an die lebenden Leichen in der Totenstadt dachte. Das war hier ähnlich.

Totengeruch…

Über seinen Rücken floss eine Gänsehaut. Das passierte dem Einsiedler selten, dazu hatte er sich einfach zu sehr in der Gewalt. Dass dieses trotzdem eingetreten war, ließ auf eine Gefahr schließen, der er bisher noch nicht begegnet war.

Sie verdichtete sich, sie war ungemein stark und sie zeichnete sich in der Gestalt des Mannes ab, der die Tür langsam zur Seite schob wie ein Dieb, der sich in einem fremden Haus sehr vorsichtig bewegte.

Der Blick in den Raum war für ihn frei. Er blieb an der Tür für einen Moment stehen. Da er schwarze Kleidung trug, zeichnete sich seine Gestalt kaum ab.

Sie war wie ein Schatten, eine Drohung, in der Höhe, wo sich das Gesicht befand, allerdings heller.

Der Mann auf dem Bett rührte sich nicht. Er versuchte allerdings, über die Gestalt nachzudenken, und überlegte, ob sie ihm in seinem Leben schon einmal begegnet war.

Nein, einen derartigen Geruch hatte er nie zuvor wahrgenommen. Er hatte etwas Leichenhaftes, einen Hauch von Moderdunst, war nicht identisch mit dem der lebenden Leichen.

Wer war diese Person? Mensch, Monster, Dämon? Eine mystische Gestalt vielleicht?

Jedenfalls hegte sie keinerlei freundliche Absichten, nicht nach einem derartigen Auftritt.

Sie schlich vor und bewegte sich auf das Bett zu. Noch immer lag Aoyama reglos, aber seine Augen lebten. Sie bewegten sich und verfolgten den Weg des Eindringlings.

Zwangsläufig schielte er dabei auch nach links, wo sich der Spiegel an der Wand abzeichnete.

Dort hätte sich die Gestalt des Eindringlings zeigen müssen. Doch das war nicht der Fall.

Selbst Aoyama, der zu den Menschen zählte, die einiges gewohnt

waren, schrak zusammen. Was er sah, war unglaublich. Kein Spiegelbild! So etwas ließ nur einen Schluss zu.
Der Eindringling war kein Mensch, er war ein Vampir!

***

Bestimmt wären viele Menschen bei einer derartigen Entdeckung aufgesprungen und in wilder Panik weggelaufen.
Das tat Aoyama nicht. Er blieb liegen, ohne auch nur mit einer Regung anzuzeigen, dass er alles beobachtete, was in diesem Raum geschah. Nichts sollte das Misstrauen des Eindringling erwecken.
Er sollte sich weiterhin so bewegen, als wäre er nicht wahrgenommen worden.
Auch als er sich dem Bett näherte, war von ihm nicht viel zu sehen. Ein weißer Fleck das Gesicht, darüber die Haare, schwarz und leicht glänzend. Das kaum hörbare Aufsetzen seiner Füße - und noch etwas, das dem Liegenden erst jetzt auffiel.
Der andere atmete nicht!
Es war schlimm. Kein Luftstrom drang aus seinem Mund. Aber es war auch natürlich, denn Vampire brauchten nicht zu atmen. Sie brauchten nur eins - Blut!
Und das wollte sich der Eindringling von dem bewegungslos daliegenden Opfer holen.
Unhörbar bewegte sich die Gestalt über den Boden auf das Bett zu, den Kopf hielt sie nach vorn gedrückt, in den Augen, die sehr groß in der Dunkelheit wirkten, schimmerte das Weiße. Allerdings nur außen, in der Pupillenmitte entdeckte der Liegende die roten Muster, die sich wie ein dünnes Spinnennetz durch die Pupillen zogen.
Neben dem Bett blieb der Vampir stehen. Seine Arme hingen rechts und links der dunklen Kleidung herab. Die Finger waren ausgestreckt und dicht zusammengelegt.
Aus seinen unheimlichen Augen schaute er auf den Liegenden nieder. Aoyama hatte die eigenen Augen fast geschlossen. Nur durch winzige Schlitze schielte er in die Höhe.
Wann würde sich der Vampir auf ihn stürzen und seine Zähne in die Kehle hacken?
So weit wollte der Einsiedler es nicht kommen lassen. Blitzschnell bewegte er seinen rechten Arm und damit auch das Samuraischwert.
Genau in dem Augenblick drückte auch der Vampir seinen Oberkörper vor. Beide Bewegungen wirkten wie abgesprochen, nur dass dem Blutsauger die Schwertspitze entgegenstach und eine Fingerbreite vor seinem Hals zur Ruhe kam.
Der Blutsauger hatte im letzten Moment bemerkt, was da auf ihn zukam, und seine Bewegung gestoppt.
Beide starrten sich an.

Keiner sprach ein Wort. Es war ein stummer Kampf, ein Abtasten und Suchen danach, wo jemand stand.

Aoyama rührte sich nicht, auch der Vampir bewegte nicht einmal eine Augenwimper.

Natürlich hätte der Japaner zustechen können, aber das zögerte er noch hinaus, weil er wissen wollte, weshalb ihn der Vampir besucht hatte und welche Pläne er verfolgte, denn mit Blutsaugern dieser Art war der Einsiedler bisher nicht in Kontakt gekommen.

»Wer bist du?« Die flüsternde Stimme des Japaners unterbrach die Stille. Er hatte Englisch gesprochen, weil er davon ausging, dass der andere die Sprache verstand.

Der Wiedergänger gab die Antwort auf seine Weise. Zuerst zuckten, seine Mundwinkel, dann schob er die Lippen zurück. Nicht nur die normalen Zähne schimmerten im Oberkiefer. Es waren auch zwei dabei, die sehr lang und spitz hervorstachen.

»Kannst du nicht reden?«

Der Blutsauger schwieg auch weiterhin. Und trotzdem schaffte er es, die Erwiderung zu geben. Sie zeichnete sich mitten auf seiner Stirn ab. Dort erschien direkt auf der Haut und wie von unsichtbaren Händen gezeichnet ein Buchstabe.

Es war ein blutrotes D!

Das D für Dracula! Oder - anders ausgedrückt - das D für Dracula II, der früher einmal Will Mallmann geheißen hatte und Kommissar beim BKA der Bundesrepublik Deutschland gewesen war…

***

Wir hatten Clayton Simane noch nie zuvor gesehen und standen auf dem Bahnsteig inmitten des Gewimmels, denn hier stiegen alle Fahrgäste aus, weil der Expresszug seine Endstation erreicht hatte. Im Moment kamen wir uns vor wie bestellt und nicht abgeholt.

Um uns herum wieselten die Japaner. Sie waren aus ihrer relativen Ruhe erwacht und gaben sich ziemlich hektisch.

Da viele von ihnen sicherlich nach einem Taxi Ausschau hielten, blieb uns zunächst diese Sorge erspart.

Mir kam die Luft reiner vor als in Tokio. Außerdem lag Kyoto höher, die Berge grüßten in der Ferne. Über ihre Grate weht ein ständiger Wind, der sich über der Stadt sammelte.

»Wir werden so lange warten, bis der nächste Zug wieder zurück nach Tokio fährt«, murmelte Suko.

»Toll - und dann?«

»Geht es ab nach London.« Er hüstelte. »Außer Spesen nichts gewesen. Müssen wir auch mal kennen lernen.«

»Darauf kann ich verzichten.«

Allmählich leerte sich der Bahnsteig. Neue Reisende trafen nicht ein.

Jetzt, wo die Reisenden ihn verlassen hatten, kam er mir so kalt, leer und wenig einladend vor. Auf den Nachbargleisen liefen Züge ein. Eine Frauenstimme meldete sie an. Ich verstand die Sprache nicht.

Europäer sahen wir nur wenige, aber Suko entdeckte einen Mann, der bisher auf einer der Wartebänke gesessen hatte und sich nun erhob, wobei er in unsere Richtung schlenderte.

Mein Freund machte mich auf ihn aufmerksam. Ich drehte mich und sah tatsächlich jemanden, der kein reinrassiger Japaner war. Er lächelte und verbeugte sich leicht, als er vor uns stehen blieb.

»Sie sind Mr. Simane?«

»Ja, ich bin Clayton Simane.«

Suko atmete aus. »Dann brauchen wir doch nicht wieder in Richtung Tokio zu fahren.«

»Bestimmt nicht.« Da er unsere Namen kannte, stellten wir uns nicht erst vor. Das entsprach zwar nicht gerade den Regeln der japanischen Höflichkeit, doch Clayton Simane, in dessen Adern auch europäisches Blut floss, würde es schon verstehen.

»Ich habe bewusst etwas länger gewartet, bevor ich Sie ansprach. Man weiß nie, wie viele Augen beobachten.«

»Rechnen Sie mit Verfolgern?«

Simane lächelte mir zu. »Es hat sich einiges in der letzten Zeit verändert«, erklärte er.

Der Mann war nicht gekleidet wie die Japaner, die wir im Zug gesehen hatten. Er trug eine Stoffhose, ansonsten nur ein helles Hemd und einen Parka mit Gummizug in der Mitte. Diese Mäntel waren ja jetzt wieder groß in Mode gekommen.

Auf seinem Kopf wuchs kein glattes Haar. Er hatte die dunkle, leicht wellige Pracht zurückgekämmt. Die Mongolenfalte an seinen dunklen Augen war nur schwach ausgebildet, ansonsten machte er doch einen ziemlich europäischen Eindruck.

»Da wir nicht wissen, wie es weitergehen soll, werden Sie bestimmt einen Plan gemacht haben, Mr. Simane.«

»Das stimmt, Mr. Sinclair. Ich bin mit dem Auto hier und werde Sie zu Ihrem Hotel bringen.«

»Dann fahren wir nicht zu unserem eigentlichen Ziel?«, fragte Suko.

Simane schüttelte den Kopf. »Nein, nicht sofort. Aber ich wollte Sie noch fragen, ob Sie eine angenehme Reise hatten.«

»Es ging«, erwiderte ich knapp. »Nur der Zwischenfall mit dem Vampir passte uns nicht so recht in den Kram.« Ich deutete an ihm vorbei. »Da, sehen Sie, die Polizisten. Man hat sie alarmiert, weil man jetzt die Gestalt entdeckt hat, die ich mir mit einem Dolchstoß vom Hals halten musste, um mein Leben zu retten.«

Er drehte sich um. Wir schauten zu, wie die Polizisten in den Zug stürmten.

Unser Gastgeber schlug vor, den Bahnhof zu verlassen, da er unangenehmen Fragen aus dem Weg gehen wollte. Später, wir befanden uns bereits vor dem großen Gebäude, stellte Simane die nächste Frage. »Sie haben also einen Toten hinterlassen?«

»Wie man es nimmt. Man kann auch sagen, dass ich ihn erlöste. Was die Polizei jetzt finden wird, ist eine halb verweste Leiche. Darüber wird sie sich wundern.«

»Ja, das glaube ich auch.« Sicherlich plagte ihn die Neugierde, aber er stellte keine weiteren Fragen, sondern führte uns auf seinen Wagen zu, einen Honda Accord.

Ich setzte mich neben ihn, Suko nahm im Fond Platz. Natürlich war es auch in Kyoto hektisch, doch den Vergleich zu Tokio konnte man keinesfalls ziehen.

Wir sahen den tiefer liegenden, ehrwürdigen Fluss Kamo unter den zahlreichen Brücken träge dahinfließen und über allem thronte der Heilige Berg Hiei. Er bot einen prächtigen Anblick von mannigfaltiger Schönheit, dem auch wir uns als Europäer nicht entziehen konnten, trotz der Dunkelheit der Nacht.

Wir hatten die Stadtautobahn genommen. Mir fiel ein besonders schönes Gebäude auf. Eine Pagode dicht an der Autobahn, die aus fünf Stockwerken bestand.

Auf meine Frage bekam ich auch die Antwort. »Es ist der Toji-Tempel und ein Ruhepol in der Hektik dieser Stadt, die immerhin eineinhalb Millionen Einwohner zählt.«

Davon merkten wir kaum etwas. Trotz des Verkehrs wirkte sie im Vergleich zu Tokio klein wie eine Oase.

»Das Hotelzimmer ist reserviert?«, fragte ich.

»Ja. Ich hoffe, Sie werden damit zufrieden sein, denn ich habe Sie in einer Ryokanherberge untergebracht. Es sind die alten traditionellen Gasthäuser dieser Gegend. Wenn Sie den nötigen Respekt zeigen, wird es Ihnen an nichts mangeln.«

»Da bin ich gespannt.«

Sehr bald schon bogen wir in eine der zahlreichen Nebenstraßen ab, in dem auch unser Hotel lag.

Als Fremder hätte ich es nie gefunden, dieses kleine braune Gebäude mit den beiden Trakten, die durch einen Innenhof miteinander verbunden waren. Man vermietete nur acht Zimmer, wie uns Simane erklärte.

Vom Eingang her konnten wir bis auf den Innenhof blicken. Ein kleines Gärtchen mit einem Wasserbecken, einer Steinlaterne und winzigen Beeten, die ein schmaler Gartenpfad durchschnitt. Niemand kam uns entgegen, als wir die enge Vorhalle betraten, wo ein großer Fächer aufgeblättert stand.

Unser Fahrer rief in den Raum zwei Worte hinein. »Gomen kudasai!«

Kaum war der Ruf verhallt, als wir leise Schritte vernahmen. Eine Frau im Kimono erschien und hieß uns mit einer herzlichen Stimme in unserer Muttersprache willkommen.

»Es ist Nesan oder die ältere Schwester«, klärte uns Simane auf.

Die Frau stellte unser Gepäck zur Seite, bevor sie auf unsere Schuhe deutete. Mir fiel wieder ein, dass wir uns ja in Japan befanden. Wir zogen die Schuhe aus, bekamen dafür eine Art von Pantoffeln, unsere Schuhe verschwanden im Schrank, dann führte uns die Frau auf unser Zimmer. Dazu stiegen wir eine schmale Treppe hoch, die allerdings nur sechs Stufen hatte.

Ein Lacktischchen, vier Sitzkissen, zwei Futonbetten und ein goldfarben bemalter Kleiderständer in Form eines Tores gaben das japanische Flair wider, das auch nicht von dem auf dem Boden stehenden Telefon gestört wurde oder dem Fernseher in der Ecke.

Die Nasszelle war diskret verborgen. Sie lag dort, wo das Licht so allmählich ausklang.

Die Fenster waren mit Papier bespannt. Sie glänzten hell, weil sie vom Licht der Außenlaternen erfüllt wurden. Auch eine Wasserkaraffe und Gläser standen bereit und die ältere Schwester zog sich lächelnd zurück, um uns allein zu lassen.

Simane deutete auf die Sitzkissen. »Nesan wird uns gleich Tee bringen. Ich glaube, wir haben noch einiges zu besprechen.«

»Ja«, sagte ich und nahm Platz, »das denke ich auch.«

In den nächsten Minuten schwiegen wir und ließen die Atmosphäre des Hotels auf uns einwirken.

Es war seltsam, aber mich überkam eine ungewöhnliche Ruhe. Von der Hektik der Stadt war hier nichts zu spüren. In einem solchen Hotel hatte ich noch nicht gewohnt.

Der Tee wurde serviert. Nesan ließ es sich nicht nehmen, unsere Koffer auszupacken und die Kleidungsstücke sorgfältig aufzuhängen. Ich schämte mich, weil ich sie vor meiner Abreise kurzerhand in den Koffer geworfen hatte.

Ebenso lautlos, wie die Frau gekommen war, verschwand sie wieder. Clayton Simane hatte den Tee inzwischen eingeschenkt. Wir tranken erst, dann redeten wir.

»Ich bin über die Probleme informiert«, gab Simane offen zu, »und ich muss Ihnen sagen, dass auch ich über diese furchtbare Altlast, die sich hier in der Nähe der Stadt befindet, entsetzt bin. Dass es einmal so weit kommen würde, damit habe ich nicht gerechnet.«

»Stimmt es denn, was man sich so unter der Hand erzählt?«, fragte Suko.

Simane nickte. »Ja, man hat dort tatsächlich experimentiert. Man wollte biologische Kampfmittel ausprobieren, doch man hat sich überschätzt. Der Meister bekam die Geister nicht mehr in den Griff,

wobei ich davon ausgehe, dass sie den Begriff Geister wörtlich nehmen können. Es gibt Dinge, die lassen sich nicht erklären, die sind einfach da.«

»Gut.« Ich nickte. »Aber Sie sind nicht derjenige, der uns weiterbringen kann.«

Simane schaute mich an. »Doch, Mr. Sinclair. Allerdings nicht bis zum Ziel. Ich werde Sie mit einem Menschen bekannt machen, der sich mit dieser Katastrophe und deren Auswirkungen beschäftigt hat. Es ist ein Mann, der eine Maske trägt und den Sie vom Film her kennen, wie ich hörte.«

»Stimmt genau.«

»Der Mann heißt Aoyama. Es ist ein Wissender, ein Weiser, Forscher und Eremit, der seine Hütte am Hang des Heiligen Bergs gebaut hat, damit er vom Thron der Götter her seine Eingebungen erhält. Das alles müssen Sie wissen.«

»Sonst nichts?«

Clayton Simane trank einen Schluck Tee. »Wenn Sie mit ihm reden und ihm erklären, weshalb Sie hier sind, wird er vielleicht aus sich herausgehen. Denn auch er will das Gute. Aber erschrecken Sie bitte nicht, wenn Sie ihn sehen. Ich gehöre zu den wenigen Menschen, die sein Gesicht kennen. Er trägt die Maske nicht ohne Grund.«

»Was hat er?«

»Er geriet zu nahe an die Stelle heran, die Sie untersuchen wollen. Es liegen dort Dinge verborgen, über die man am besten nicht offen redet.«

»Deretwegen wir auch nicht hergekommen sind«, gab Suko offen zu. »Uns ging es einzig und allein um die Person des Aoyama. Das war wichtig, das zählte.«

»Ich bin nicht so vermessen, nach dem Grund zu fragen, aber wird er Ihnen helfen können?«

»Da er ein großes Wissen besitzt, gehen wir davon aus. Noch etwas möchte ich Ihnen sagen, Clayton. Wir glauben, dass sich der Einsiedler in großer Gefahr befindet. Nicht allein wir sind auf dem Weg zu ihm, auch mächtige Gegner haben herausgefunden, dass er uns bei seinen Problemen möglicherweise helfen kann. Die Vampire in und außerhalb des Zuges haben sich nicht rein zufällig gezeigt. Dahinter steckt Methode. Man ist uns bereits auf der Spur.«

Clayton Simane akzeptierte diese Aussage. »Dann haben Sie es mit Vampiren zu tun?«

»Letztendlich ja.«

Er hob die Schultern. »Ob sie sich in der Totenstadt aufhalten, kann ich Ihnen nicht sagen. Bisher hörte ich von den lebenden Leichen, diesen furchtbaren Gestalten, die nur entstehen konnten, weil die Menschen versagten und über den Schutz der Götter lachten. Das alles

entspricht den Tatsachen.«

»Sicher.« Ich nickte ihm zu. »Wichtig ist, dass wir mit Aoyama reden können.«

»Morgen.«

»Nicht mehr in dieser Nacht?«

»Nein, der Weg wäre zu weit.«

»Und wenn es morgen zu spät ist?« Ich ließ nicht locker.

Simane breitete die Arme aus. »Dann haben es die Götter eben nicht anders gewollt.«

Diese Antwort befriedigte mich überhaupt nicht, aber ich konnte nichts machen. Japan war eben nicht London, deren Gesetze nicht die unsrigen. Wir mussten uns anpassen.

Simane erhob sich, auch wir standen auf. »Ich werde Nesan mitteilen, dass Sie um sechs Uhr in der Früh geweckt werden, dann können wir eine Stunde später fahren.«

Weder Suko noch ich hatten etwas dagegen.

Clayton Simane verabschiedete sich.

Diesmal nicht mit einer Verbeugung, dafür mit einem Händedruck. Lautlos verließ er das Zimmer.

Suko und ich schauten uns an.

Mein Freund schüttelte den Kopf. »Es gefällt mir nicht, was ich hier erleben muss.«

»Weshalb nicht?«

»Ich habe den Eindruck, als wollte man uns aufhalten. Bewusst allerdings nicht, doch bei uns drängt die Zeit, John, das weißt du selbst. Am liebsten würde ich sofort losziehen.«

»Du kannst die Stelle nicht finden.«

Suko deutete auf das Telefon. »Willst du mit London telefonieren?«

»Klar, da liegen sie rund neun Stunden zurück. Ich müsste Sir James im Büro erwischen.«

So traditionell das Reich der aufgehenden Sonne auch war, in Japan liebte man die Technik und all die damit verbundenen Kommunikationsmittel.

Ein Direktgespräch nach London war kein Problem und die Stimme unseres Chefs klang sehr nahe, weil das Gespräch über Satellit lief.

Als ich ihm von unserer Begegnung mit den Blutsaugern berichtete, stockte ihm der Atem. Er fasste sich schnell wieder und kam zu dem gleichen Ergebnis wie wir. »Dracula IV«

»Ja, Sir, ich glaube auch, dass Mallmann Lunte gerochen hat und nicht will, dass wir etwas über Nadines Schicksal erfahren. Leider haben wir mit dem Mann noch nicht reden können, auf den wir unsere Hoffnungen setzen. Das wird morgen geschehen.«

»Dann verlieren Sie Zeit.«

»Leider, Sir.«

»Aber von Mallmann haben Sie bisher nichts gesehen?«
»Das stimmt.«
»Wo kann er sich aufhalten? Haben Sie sich darüber Gedanken gemacht?«
»Nun, wenn ich an die Totenstadt denke, ist sie nicht nur ein idealer Aufenthaltsort für Zombies, auch Vampire würden sich meiner Ansicht nach dort wohl fühlen.«
»Wann fahren Sie hin?«
»Sehr früh am nächsten Morgen.«
»Gut, ich drücke Ihnen die Daumen.«
»Noch etwas, Sir«, rief ich schnell, weil ich den Eindruck hatte, dass unser Chef auflegen wollte.
»Was ist mit Glenda? Wie geht es ihr? Ist sie über den Berg…?«
Das Räuspern des Superintendenten gefiel mir gar nicht. Auf einmal bildete sich Schweiß auf meinen Handflächen. »Nun ja, die Ärzte überlegen wegen einer zweiten Operation.«
»Was?«
»Ja. Aufnahmen haben ergeben, dass diese breite Messerklinge noch einen Wirbel verletzt hat.«
»Was kann das bedeuten?«
Sir James räusperte sich. »Im schlimmsten Fall den Tod.«
Ich schwitzte stärker. Sukos Gesicht sah ebenfalls gespannt aus. Er war nahe an mich herangetreten, um mitzuhören. »Und im zweitschlimmsten?«
»Die Lähmung der Beine!«
Das war ein Schlag wie mit dem Eisenhammer. Ich bekam eine trockene Kehle und war einfach nicht in der Lage zu sprechen. Ich gab den Hörer an Suko weiter. Totenblass ließ ich mich auf eines der Sitzkissen fallen. Dass mein Freund noch mit London telefonierte, bemerkte ich nur noch am Rande.
Tod - Lähmung - mein Gott, welch furchtbare Begriffe. Wie oft hatte ich davon gehört, auch viel darüber gesehen, hätte aber nie gedacht, dass dieses Schicksal auch einmal über meinem engeren Freundeskreis schweben könnte. Ich bekam nicht einmal mit, wie mein Freund den Hörer auflegte.
Erst als Suko dicht neben mir stand, blickte ich hoch.
»Es gibt auch noch eine dritte Möglichkeit, John. Nämlich die, dass Glenda gesund wird.«
»Meinst du?«
»Nicht nur ich, auch Sir James.«
Ich ließ die Hände sinken, mit denen ich mein Gesicht umfasst hatte. »Natürlich, Suko, natürlich. Es gibt immer einen Ausweg.« Ich erhob mich und schaute gegen das Fenster. »Fragt sich nur, welcher der Beste ist und wie die Chancen verteilt sind.«

Etwa zehn Minuten blieb ich auf dem Fleck stehen und schaute gegen das Fenster aus Papier. Suko verschwand im Bad. Erst als er zurückkehrte, drehte ich mich um.

»Leg dich hin, John. Der morgige Tag wird uns sicher noch einiges an Überraschungen bieten.«

Das glaubte ich auch.

Trotz der erfrischenden Dusche fand ich zunächst keinen Schlaf. Zu schlimm waren die Dinge, die noch vor uns lagen. Ob sie zum Erfolg führten, stand in den Sternen…

***

Wieder rührten sich die beiden so unterschiedlichen Individuen nicht. Aoyama lag auf dem Rücken, den Blick starr gegen die Stirn des bleichen Vampirgesichts gerichtet, auf dem sich der Buchstabe D in einem blutigen Rot überdeutlich abzeichnete.

Auch in den Pupillen schwammen kleine Blutfäden, während das Gesicht eine unnatürliche Bleiche zeigte, die Nase scharf und gekrümmt hervorsprang und die Wangen eingefallen wirkten, als würden sie einem Druck von außen ausgesetzt sein.

Das Gesicht des Blutsaugers wirkte kantig und starr. Nur in den Augen schimmerte so etwas wie Leben, aber es war kein positiver Gruß, der dem Liegenden entgegenstrahlte.

Es herrschte eine sehr bedrückende Stille. Die Luft schien sich verdichtet zu haben und hatte sich wie dünne Watte in dem Zimmer verteilt.

Auch der ungewöhnliche Geruch klebte in der Nase des Japaners. Es war eine Mischung aus Moder und altem Blut, die sich festgesetzt hatte.

Die Spitze des Samuraischwerts hatte sich noch nicht bewegt. Der Liegende hielt die Waffe ruhig.

Kein Zittern deutete an, wie aufgewühlt er innerlich war. Er gehörte zu den Menschen, die ihre Atmung reduzieren konnten, was er in diesen langen Augenblicken auch tat, denn nur ein leiser Hauch wehte über seine Oberlippe, wenn er ausatmete.

Doch er war es, der die Stille unterbrach. Auf Japanisch sprach er den Vampir an, der leicht den Kopf schüttelte und ihm in Englisch antwortete.

»Gut, dann werde ich auch deine Sprache sprechen und dir sagen, dass dich die Klinge durchbohren wird. Ich werde dich töten, wie ich die Diener der Finsternis in der Totenstadt ebenfalls vernichtet habe. Ich gebe dir keine Chance.«

Mallmann ließ den Mund offen, nur seine Lippen zuckten. »Kannst du dir vorstellen, dass ich jemand bin, der auch weiterhin existieren wird? Kannst du das?«

»Nein, denn du musst gewissen Gesetzen gehorchen, die…«
»Kennst du den Blutstein?«, unterbrach Mallmann ihn.
»Ich will ihn nicht kennen.«
»Das solltest du aber. Du solltest nämlich wissen, dass er mir eine gewaltige Macht verleiht. Das alte Blut der großen Vampire ist darin enthalten. Es sorgt mit seiner Kraft dafür, dass mir eine Macht verliehen ist, die du als übermenschlich und unwahrscheinlich ansehen wirst. Ich werde es dir zeigen, denn ich fange an, mich dir entgegenzubeugen und damit auch der Klinge deines lächerlichen Schwertes. Gib Acht!«
Mallmann war kein Bluffer. Er hatte die Worte kaum gesprochen, als er sich niederdrückte und sehr rasch die noch trennende Entfernung überwand. Plötzlich berührte die Klinge seine Brust.
»Weiter!«, forderte Aoyama, der die Nerven behielt und noch immer damit rechnete, Sieger zu bleiben.
Mallmann enttäuschte ihn nicht. Er drückte seinen Körper tiefer und die Klinge des Samuraischwertes glitt zunächst durch die Kleidung, dann hinein in den Körper. Sie zerstörte die Haut, sie fand einen Weg in die Masse, hätte Adern zerreißen müssen, aber der Vampir lachte nur. Er wartete wohl darauf, dass die Klinge an seinem Rücken wieder nach außen dringen würde.
Der Einsiedler verstand die Welt nicht mehr. Er lag da wie unter einem Schock stehend und schaute dem nicht begreifbaren Vorgang aus großen Augen zu.
Da kam er nicht mit, das war ihm unheimlich, dafür fand er keine Erklärung, doch das Gesicht des Vampirs - verunstaltet durch die beiden Hauer und das böse Lächeln - drängte sich in eine für den Japaner gefährliche Nähe.
Aoyama wusste, dass Vampire in die Aorta eines Menschen bissen, um dort das Blut zu schlürfen, damit sie die nötige Kraft für eine weitere Existenz erhielten.
»Ich habe es dir gesagt. Du schaffst es nicht, mich zu töten.« Mallmann schob sich weiter vor. Die Klinge steckte ungefähr eine Handlänge tief in seinem Körper. »Aber ich werde dich in meine Welt hineinziehen, das verspreche ich dir. Die beiden Fremden sollen keine Chance bekommen, ihre Nachricht zu entschlüsseln. Ich werde ihnen jeden Weg abschneiden, der eventuell zum Ziel führt.«
Aoyama begriff zwar nicht, was dieser Blutsauger mit seiner Erklärung meinte. Von zwei Fremden hatte er nichts gehört. Sie interessierten ihn in diesem Augenblick auch nicht, denn er war gezwungen, mit sich selbst zurechtzukommen.
Er musste etwas tun, sonst würde der Wiedergänger ihm in den folgenden Minuten das Blut aus den Adern saugen.
Mit einer heftigen Bewegung rollte er zur Seite auf den Rand des

flachen Bettes zu, wobei er den Griff des Schwertes losließ.

Damit hatte er den Blutsauger überrascht, der die Arme ausstreckte und sich auf beiden Handflächen abstemmte, wobei die Klinge noch immer in seiner Brust steckte.

Aoyama aber sprang auf die Füße. Er sah noch eine Chance. Er musste rechtzeitig genug an sein geladenes Schnellfeuergewehr in der Ecke gelangen.

Mit einem Satz warf er sich auf das Ziel zu.

Aber Mallmann war schneller. Er hatte sich umgedreht und das Schwert mit einer heftigen Bewegung aus seiner Brust gezerrt. Etwas Dunkles quoll aus der Wunde hervor.

Dann schleuderte er die Waffe.

Sie erwischte den Einsiedler, als dieser nach dem Gewehr greifen wollte. Ein glühender Schmerz tobte durch seinen Rücken. In zwei Hälften schien der Körper geteilt worden zu sein. Die greifende Hand rutschte am Kolben der Waffe ab, der Mann selbst fiel flach auf den Boden, wo er sich herumrollte und dabei noch das Schwert aus seinem Rücken zog.

Dass er überhaupt auf die Beine kam, war schon übermenschlich. Das Lachen des Untoten schwang ihm entgegen. Er spürte, wie das Leben in Form von Blut aus seinem Rücken drang. Die Welt begann sich zu bewegen. Er wusste nicht, wo Mallmann stand. Nur das glühende D auf dessen Stirn begann zu tanzen. Einmal wischte es nach rechts, dann wieder nach links, kippte nach unten weg und tanzte einen Moment später wieder in die Höhe.

Aoyama schaffte es trotz der wahnsinnigen Schmerzen, ein Bein vor das andere zu setzen. Instinktiv hatte er sich auf die Tür zugedreht. Durch sie wollte er auch verschwinden.

Mallmann ließ ihn. Er begleitete allerdings jeden Schritt seines Opfers mit einem hässlichen Lachen, denn er wusste, dass es ihm nicht entkommen konnte.

An der Tür blieb Aoyama stehen. Ein Ruck ging durch seine Gestalt. Es sah zuerst so aus, als würde er gegen die leichte Tür aus dünnem Sperrholz fallen, dann stellte er sich auf die Zehenspitzen und bog den Oberkörper durch, auf dessen Rücken sich der feuchte, rote Fleck immer weiter ausbreitete.

So musste das Ende aussehen.

Mallmann ging auf ihn zu. Seine Tritte klopften auf den Boden und hinterließen Echos.

Die Laute hörte auch der Einsiedler. Er schaffte es, sich zu drehen. Mallmann stand vor ihm. »Ich sagte dir doch, dass ich besser bin. Du weißt viel, aber nicht genug, mein Freund. Ich werde dich mitnehmen, du sollst mit ihnen sprechen, aber nicht hier und auch nicht als Mensch, sondern als Wiedergänger.«

Danach packte er zu.

In einem Anfall von wilder Gier riss er das Opfer zu sich heran. Weit öffnete er sein Maul, damit die Vampirhauer noch stärker hervorstechen konnten.

Aoyama sah das Gesicht nur wie ein verschwommenes Tuch, das gegen ihn klatschte, bevor er am Hals die Stiche spürte.

Sekunden später hob er ab. Jedenfalls glaubte der Mann, fliegen zu können. Alles war so wunderbar leicht, so herrlich, so anders. Die Schmerzen verschwanden, die Schatten vertieften sich. Er fühlte sich beinahe glücklich, sodass ihn das gierige Schmatzen des Vampirs nicht weiter störte…

***

Im Gegensatz zu mir hatte Suko gut geschlafen. Ich war während der Nacht mehrere Male wach geworden, verfolgt von Albträumen, aber auch von der Angst, es nicht mehr zu schaffen. Dass alles vorbei war und wir zu spät kamen.

Jedes Mal war ich in Schweiß gebadet. Gegen fünf Uhr am Morgen hielt ich es auf dem Bett nicht mehr aus. Nass geschwitzt schlich ich in Richtung Dusche. Als ich sie wieder verließ, hörte ich von draußen das erste Singen der Vögel, die den neuen Tag begrüßten.

Das Fenster ließ sich öffnen. Ich brauchte nur einen Holzriegel zur Seite zu schieben.

Frische Luft fächerte in mein Gesicht. Sie war auch feucht. Ich vermutete, dass es in der Nacht geregnet hatte. Blütenduft wehte in meine Nase. Unter mir hörte ich eine helle Frauenstimme, die ein sanftes Lied sang.

»Du bist schon auf den Beinen?«

Ich drehte mich um. Suko saß auf seinem Bett und blickte mir verwundert entgegen. »Ja, ich konnte nicht mehr schlafen. Die Unruhe war einfach zu stark.«

»Träume?«

Ich wiegte den Kopf. »Auch, aber mehr Ahnungen.«

»Welche denn?«

»Dass wir zu spät kommen.«

Suko stöhnte auf, als er sich in die Höhe quälte und reckte. »Ich gehe mal unter die Dusche.« Mein Freund schien meine Sorgen nicht zu teilen. Ich aber wäre jetzt schon lieber bei Aoyama gewesen als hier im Hotel.

Er brauchte nicht so lange wie ich. Bei seiner Rückkehr fand er mich noch an der gleichen Stelle stehend vor. »Wir werden es packen, John. Wir werden die entsprechenden Informationen bekommen, davon bin ich fest überzeugt.«

»Ich nicht.«

»Dann kann ich nichts ändern. Mal sehen, wer Recht behält.« Er zog sich an, ich hatte bereits meine Kleidung übergestreift.

In der kleinen Ryokanherberge herrschte noch eine morgendliche Stille. Auch die Stimme der Frau war verstummt. Ich spürte bereits das Kribbeln auf meiner Haut. Auch Sukos optimistisches Lächeln konnte mich nicht aufheitern.

Wir gingen in die kleine Halle, wo uns ein junges Mädchen erstaunt anschaute. Es trug einen lachsfarbenen Kimono und hatte das Haar hoch gesteckt, wobei zwei helle Nadeln den Dutt zusammenhielten.

»Wir sind zu früh, nicht?«

Sie nickte Suko zu.

»Das macht nichts. Wann können wir denn etwas zu essen bekommen?«

Genau wusste die Kleine es nicht, sprach von einer Viertelstunde, die wir uns vor dem Hotel vertrieben.

Auf der Straße war es noch ruhig. Selbst von dieser Stelle aus konnten wir den Heiligen Berg sehen, dessen Kuppe die Stadt wie ein mächtiger Thron überragte.

Da ungefähr mussten wir hin. Hineintauchen in den grünen Wirrwarr der Vegetation, aus der nur hin und wieder die Spitze eines Bauwerks - zumeist eines Tempels - hervorschaute.

Es wurde ein ziemlich weiter Weg werden, auch wenn der Hang in der klaren Luft nah wirkte.

Die Zeitspanne war sehr bald um. Wir kehrten zurück in das kleine Hotel und betraten den Raum, in dem wir das Frühstück einnehmen konnten. Der niedrige Tisch war bereits gedeckt. Auf Hockern nahmen wir Platz, als das junge Mädchen kam, Tee brachte und auf einem Tablett eine so reichliche Auswahl bereitstand, dass wir es kaum schaffen konnten. Es gab Fisch, dazu Reis, aber auch Gemüse. Einiges davon war kalt, andere Speisen dampften. Natürlich tranken wir Tee und ich versuchte auch, mit Stäbchen zu essen, was Suko nur ein müdes Grinsen entlockte, denn er schaffte dies perfekt.

Der kalte Fisch war in sehr dünne Scheiben geschnitten. Die Marinade mundete mir ausgezeichnet und ich aß auch gern den Reis dazu.

Das Mädchen erschien einige Male, um sich nach unserem Befinden zu erkundigen.

»Ausgezeichnet geht es uns«, lobte Suko unseren Zustand und natürlich auch das Frühstück.

Unter zahlreichen Verbeugungen verschwand die Kleine wieder. Wir waren kaum mit dem Essen fertig, als Clayton Simane erschien. Auf unsere Einladung hin setzte er sich zu uns und nickte.

»Möchten Sie auch etwas essen?«, fragte Suko.

»Nein, nicht. Es ehrt mich, dass Sie mich einladen, aber ich habe

bereits gegessen.«
»Dann können wir ja fahren«, schlug ich vor.
»Sie haben es sehr eilig, Mr. Sinclair.«
Ich stand auf. »Und ob ich es eilig habe. Manchmal gibt es Vorahnungen, die mich dazu zwingen.«
Simane schaute nicht mich an, dafür Suko. In seinen Augen stand eine Frage. Was hat er?
Suko erklärte ihm, dass ich mit einem unguten Gefühl den Weg antreten würde.
»Aoyama weiß Bescheid, Mr. Sinclair. Ich habe ihn informiert. Er wird auf uns warten.«
»Darum geht es mir nicht. Ich glaube nämlich, dass unsere Gegner es geschafft haben, die Falle zuschnappen zu lassen.«
Eine Antwort erhielt ich nicht. Zudem hatte ich das Hotel als Erster verlassen.
Der Honda stand nur wenige Schritte entfernt. Simane hatte ihn in eine Lücke geklemmt.
Wieder verteilten wir uns innerhalb des Fahrzeugs und rollten jetzt in die entgegengesetzte Richtung, wobei wir sehr bald wieder auf die Stadtautobahn fuhren, was sich als äußerst schwierig erwies, denn eine Lücken im fließenden Verkehr tat sich kaum auf.
Fast wäre es zu einem Blechschaden gekommen. Ein anderer Fahrer konnte soeben noch ausweichen.
In einen Stau gerieten wir nicht. Der stand auf der anderen Fahrspur und zwar stadteinwärts. Blechkasten an Blechkasten bildete eine kaum abreißende Schlange.
Ich schüttelte den Kopf und dachte daran, dass in jeder Großstadt der Welt morgens das Gleiche geschah. Irgendwann war der Kollaps nicht mehr aufzuhalten. Die Menschen mussten umdenken.
Kyoto war zwar eine Millionenstadt, sie verteilte sich jedoch wunderbar zwischen den Bergen, sodass sie auf mich mehr den Eindruck eines riesigen Dorfs erweckte.
Der blieb auch, als wir von der Schnellstraße abbogen und hinein in das Gebiet um den Heiligen Berg Hiei fuhren. Mir fielen die fächerartigen Kronen der Bäume auf, deren Stämme umschlungen wurden von hohen Farnkräutern. Vögel tobten sich hier aus und die Straße nahm allmählich an Steigung zu.
Auch hier herrschte noch Verkehr, aber nicht zu vergleichen mit dem in der Innenstadt.
Touristenbusse fuhren die gleiche Strecke wie wir. Oft genug hatte Clayton Mühe, sich an ihnen vorbeizuschlängeln, denn manche Fahrer glaubten, dass sie die Straße für sich gepachtet hatten.
In gewisser Weise wurde ich an Hongkong erinnert, denn zu den Bergen in der Umgebung führten ähnliche Straßen hoch oder auch

hindurch. Hier zweigten auch Straßen ab, die zu den Tempeln führten, die von Touristen besichtigt werden konnten.

Es existierte auch eine unsichtbare Grenze, die von keinem Touristenbus überfahren wurde. Wir waren die Einzigen, die den Berghang hinaufrollten.

Ich hatte die Seitenscheibe nach unten gekurbelt. Mir kam die Luft reiner und frischer vor. Ein blasser Himmel spannte sich hoch über uns. Er hatte eine sehr helle Farbe und schimmerte in einem seidigen Blau. Die Wolken sahen aus wie lange, breite Striche, die jemand gegen diese Farbe gepinselt hatte.

Plötzlich hörte der Weg auf. Nach einer Kurve endete die Asphaltstrecke vor einer dichten Buschmauer, die nur von einigen hohen Bäumen überragt wurde.

Clayton Simane stoppte, nahm die Hände vom Lenkrad und ließ sie wieder fallen. »Da sind wir.«

»Aber nicht am Ziel«, meldete sich Suko.

»Nein, das nicht.«

»Wie weit ist es noch entfernt?«

»Wir müssen schon etwas laufen.«

Das Laufen war fast ein Klettern. Zudem musste unser Führer den zugewucherten Pfad erst suchen.

Danach kamen wir besser voran. Wir brauchten nur noch den braunen Windungen zu folgen, um das Ziel zu erreichen, das inmitten dieser Wildnis lag und mich zum Staunen brachte.

Wer immer hier lebte, er hatte es geschafft, ein Stück Natur zu kultivieren. Die Hütte passte in das Gelände. Auch der kleine Garten passte wunderbar hinein. Hinzu kam der See, der so lebendig aussehende Bach, der munter sprudelte, die kleinen Grünanlagen, die Rabatten mit den Blumen und der schmale Pfad, der nicht nur bis zum Haus führte, sondern sich teilte und in einen gepflegten Steingarten mündete.

»Ich darf vorgehen?«, fragte Clayton.

Natürlich durfte er das. Wir wunderten uns nur über die Stille, die uns umgab.

»Ist das normal?«, fragte ich.

Simane begriff nicht ganz. »Wie meinen Sie das, Mr. Sinclair?«

»Wer hier wohnt, hätte uns längst sehen und hören müssen. Schließlich sind wir erwartet worden. Ich habe damit gerechnet, dass Aoyama das Haus verlässt.«

Clayton hob die Schultern. In seinen Augen funkelte für einen Moment so etwas wie Spott. »Sie kennen sich bei uns nicht aus, Mr. Sinclair. Man kann warten, man hat Geduld. Sie dürfen nicht vergessen, dass wir etwas von ihm wollen, nicht er von uns. Keine Sorge, Sie werden noch mit ihm reden können.«

»Das will ich hoffen.«
Wir ließen ihm den Vortritt. Die dünne Haustür war nicht ganz geschlossen. Darüber wunderte ich mich, enthielt mich diesmal aber eines Kommentars. Dass Suko ähnlich dachte wie ich, entnahm ich seiner gerunzelten Stirn und dem Kommentar.
»Ich habe das Gefühl, John, dass hier etwas nicht stimmt. Da läuft was schief.«
»Meine Ahnung.«
»Kann sein.«
Von unserem Begleiter sahen wir nichts mehr. Wir hörten ihn im Haus und ein Geräusch, das mich an einen unterdrückten Schrei erinnerte.
Suko und ich starteten gleichzeitig, kamen nicht einmal bis zur Tür. Sie wurde schon vorher aufgerissen und ein Fremder wankte uns entgegen. Jedenfalls sah Clayton Simane wie ein Fremder aus, so erstaunt und gleichzeitig verzerrt war sein Gesicht.
»Reden Sie!«, fuhr ich ihn an.
»Gehen Sie hinein«, murmelte er tonlos. »Aber seien Sie vorsichtig!«
»Weshalb?«, fragte Suko.
Der Mann hob nur die Schultern, bevor er sich zur Seite drehte. Auf einem hohen Stein ließ er sich nieder und starrte ins Leere.
Wir betraten das aus einfachen Materialien errichtete Haus. Rechneten mit dem schlimmen Anblick einer Leiche, der jedoch blieb uns zum Glück erspart.
Dafür schimmerten die dunklen Flecken auf dem Boden. Wir brauchten nicht erst zweimal hinzuschauen, um erkennen zu können, dass es sich um Blut handelte.
Suko war nicht mehr weitergegangen. Seine Fußspitzen berührten fast den Rand einer Lache. Bevor ich mich bückte, ging er in die Knie, streckte einen Finger aus und tupfte die Spitze gegen das Blut, dessen Oberfläche von einem dünnen Häutchen überzogen war. Es platzte weg. Sukos Fingerspitze bekam einen roten Punkt, den auch ich mir anschauen konnte.
»Und wo ist der Tote oder die Leiche?«
»Ich bin kein Hellseher, John.«
»Nein, das nicht.« Ich musste schlucken, der Ärger schwang in mir hoch. »Wir hätten schon in der Nacht losfahren sollen, dann wäre es hier nicht zu einem Drama gekommen. Oder glaubst du, dass Aoyama noch am Leben ist? Glaubst du das?«
»Reg dich nicht auf, Alter. Solange ich keine Leiche gefunden habe, glaube ich alles.«
»Optimist«, spie ich fast hervor. »Es war unsere einzige Spur und damit auch die Spur zu Nadine und Mallmann. Er hätte die alte Schrift lesen können. Ich bin davon überzeugt. Aber was ist? Man hat ihn

gekillt oder entführt.«

Auch Clayton Simane machte sich über die Leiche Gedanken. »Ich werde draußen nachschauen«, erklärte er. »Sie muss doch hier irgendwo zu finden sein.«

»Falls man sie nicht weggeschafft hat«, erklärte ich mit müder Stimme. So wie sie klang, fühlte ich mich auch. Ich kam mir vor, als hätte man mir den Boden unter den Füßen weggezogen. Am liebsten wäre ich ins Leere gefallen und hätte alles andere vergessen.

Ich beteiligte mich weder an der Suche im Haus noch im Garten, sondern rauchte eine Zigarette und schaute dem blauen Dunst nach, als wäre er ein Orakel, das mir seine letzten Geheimnisse enthüllte, damit ich den Fall hier lösen konnte.

Die Sonne stand am Himmel. Das Licht blendete. Ich setzte die dunkle Brille auf und sah Suko, wie er das Haus verließ.

»Erfolg?«

»Nein, John. Im Haus ist der Tote nicht, falls überhaupt jemand ermordet wurde. Es sieht nur so aus, als hätte es einen Kampf gegeben. Dann habe ich ein Schnellfeuergewehr entdeckt, eine schwarze Kapuze und ebenfalls schwarze Lederbekleidung.«

»Der Mann aus dem Film.«

»Richtig. Ist ja keine Überraschung für uns.«

»Er hat auch ein Samuraischwert besessen, das ich ebenfalls fand. Ob er waffenlos weggeschafft wurde oder noch von allein gehen konnte, weiß der Himmel.«

»Denk an das Blut, Suko.«

»Das kann auch von der anderen Person stammen.«

Er mochte es zwar gut meinen und mich möglicherweise aufheitern wollen, aber ich schüttelte den Kopf. »Nein, Suko, daran glaube ich nicht. Hier ist uns jemand zuvorgekommen, der nicht will, dass wir etwas über Nadines Schicksal herausfinden. Muss ich dir noch mehr sagen?«

»Sag mir nur, wer es gewesen sein könnte.«

»Vampire, Riesenfledermäuse. Hast du da noch Zweifel, dass unser Freund Will Mallmann dahinter steckt?«

»Wenn du Recht hast, John, hoffe ich, dass wir ihm bald auf die Zehen treten können.«

»Das wird nicht reichen. Wir müssen…«

»Nichts!«, meldete Clayton Simane, der auch im nahen Unterholz gesucht hatte und einige Zweige mit beiden Händen zur Seite schob, um sich freie Bahn zu schaffen. »Ich habe tatsächlich nichts gefunden. Eine Leiche hat es wohl nicht gegeben.«

»Auch nicht weitere Blutspuren?«, fragte ich.

»Nein. Sie waren wie abgeschnitten.«

»Die sind nur im Haus«, meinte Suko.

Ich wollte noch etwas hinzufügen, aber mein Freund sah aus, als würde er in Trance versinken. Er ging einige Schritte durch den Garten und den gleichen Weg wieder zurück. Seine Augenbrauen schoben sich dabei aufeinander zu. Ich kannte diesen Ausdruck bei ihm. Wenn er eintrat, dachte er über etwas Bestimmtes nach und war auch nicht weit von einer Lösung entfernt. Abrupt unterbrach er seinen Lauf.

»Hast du es?«, fragte ich.

»Ich denke schon.«

»Okay, dann raus damit.«

Er räusperte sich. »Wenn wir tatsächlich davon ausgehen, dass dieser Mann hier von einem Blutsauger überfallen worden ist, dann ist Aoyama auch von dieser Bestie ausgesaugt worden. Sie hat sein Blut getrunken, nicht hier draußen, sondern im Haus. Deshalb haben wir hier auch keine Blutspuren mehr gefunden. Ist das die Lösung?«

Clayton Simane sagte nichts. Ich aber nickte zögernd und gab meinem Freund Recht. »Ja, das könnte sie sein, Suko.«

»Wir müssen mit ihnen rechnen. Mit Zombies und den Blutsaugern, schätze ich mal.«

»Das heißt, wir werden uns auf den Weg in die Totenstadt machen.«

»Was sonst?«

Wir beide hörten Clayton Simane pfeifend atmen. Er war blass geworden, da er genau zugehört hatte. Verlegen rieb er die Handflächen gegeneinander. Die Luft um ihn herum war plötzlich schwül geworden. Auf der Stirn blinkten Schweißperlen. »Habe ich Sie richtig verstanden? Sie wollen der Totenstadt einen Besuch…?«

»Ja.«

»Aber die ist tabu.«

»Nicht für uns, Clayton. Sie werden uns führen.«

Er schaute mich an, als hätte ich etwas furchtbar Schlimmes gesagt. Dann holte er schnappend Luft.

»Ich - ich soll euch führen? Nein, das könnt ihr nicht verlangen - sorry.«

Die Angst des Mannes war nicht gespielt. Ich schaute Suko an, der einen Kompromiss vorschlug.

»Wie wäre es dann, wenn Sie uns Ihren Wagen überließen und uns den Weg beschreiben? Die Totenstadt soll angeblich nicht so weit von hier entfernt sein. Ich schätze doch, dass wir sie auch allein finden werden.«

»Aber Sie begehen Selbstmord!«, schrie er Suko an.

Ich hob die Schultern. »Sollte das stimmen, ist das noch immer unsere Sache.«

Er überlegte, flüsterte vor sich hin. Die Worte waren in Japanisch gesprochen, wir verstanden sie nicht. Er ließ sich lange Zeit, focht

einen Kampf mit und gegen sich selbst aus. Schließlich nickte er.

»Haben Sie sich entschieden?«, fragte ich.

»Ja.«

»Bitte, wir…«

»Ich - ich fahre Sie hin«, flüsterte er. »Wieso der Umschwung?«

»Ihre Regierung bezahlt mich. Ich möchte auf diese Nebeneinkünfte nicht verzichten.«

»Keine Sorge, wir hätten Sie schon nicht verraten.«

»Trotzdem. Außerdem ist der Weg für Fremde schwer zu finden. Japan ist nicht England, trotz Linksverkehr.«

»Da haben Sie Recht.«

Clayton Simane warf noch einmal einen Blick auf Hütte und Garten. Er kam mir vor, als würde er Abschied nehmen. Dann drehte er sich um und ging beinahe hastig davon.

Wir folgten ihm erst, als die Zweige des Buschwerks bereits hinter ihm zusammengeschlagen waren…

***

Es war eine graue Welt!

Eine Welt des Todes, des Gestanks, der Verwesung, eine Brutstätte des Bösen, und selbst die am Himmel stehende Sonne schaffte es nicht, diese Welt zu erhellen.

Aber nur hier fühlte sich das Böse zu Hause. All das furchtbare Grauen, all die Ableger des Todes, die Untoten, die lebenden Leichen, die umherirrten und darauf warteten, Beute zu bekommen.

Bisher hatten ihnen die Ratten noch ausgereicht. Aber es würden auch andere Zeiten kommen, wo sie sich auf die Suche nach Menschen machten, um sie zu zerstören.

Während des Tages irrten sie zumeist durch die düsteren Gänge unter den Häusern der künstlichen Stadt. Die Erbauer hatten sie selbstverständlich mit gebaut, denn ihre Einheiten sollten ein so echtes Gelände wie möglich vorfinden.

Das lag zurück. Die Stadt war so gut wie möglich gesprengt worden, jedenfalls hatte man sie unbewohnbar gemacht, und dass die Kampfstoffe auch die eigenen Leute erwischt hatten, wurde von den Verantwortlichen als Künstlerpech angesehen.

Es waren Soldaten, auf die kein Ehepartner wartete. Sie hatten schon zu den normalen Lebzeiten zu den Ausgestoßenen gehört, allerdings auch ein Elitebewusstsein bekommen, was man ihnen als Zombies natürlich absprechen musste.

Diese Wesen standen noch unter der Stufe von Tieren. Sie irrten nur umher, ruhelos, bleich, aufgedunsen, oft blutverkrustete Gestalten, wobei einige von ihnen nicht mehr so waren, wie sie hätten sein sollen.

Da gab es welche, denen fehlte der Arm, bei einem anderen war die Hand nicht mehr vorhanden, auch Zombies mit zerfetzten Beinen bewegten sich durch diese Totenstadt.

Es gab nur den einen Rhythmus, der sie aufrecht hielt. Die Suche nach Zerstörung, nach einer Nahrung, die sie gar nicht brauchten, doch sie töteten trotzdem.

So waren die Monate dahingegangen. Die Bakterien hatten sich verflüchtigt, doch die Zombies waren geblieben und hatten auch nicht von der Gestalt in der dunklen Kapuze ausgelöscht werden können. Es waren einfach zu viele gewesen.

Und doch war eine Veränderung eingetreten! Nicht sichtbar, für die untoten Gestalten aber deutlich zu spüren.

Jemand war gekommen!

Ein Fremder, vielleicht etwas Fremdes, das sie nicht richtig einordnen konnten. Und es bewegte sich auf dem von einem hohen Zaun umgebenen Gelände.

Die Meute der Untoten war unruhig geworden. Viele, die bisher das Tageslicht gescheut hatten, krochen aus ihren Kellerlöchern hervor, um nach dem Fremden zu suchen.

Dabei war es längst da. Es lebte nicht, es war untot, aber es besaß eine andere Ausstrahlung als die lebenden Leichen, die sich bisher als die Herren hatten fühlen können.

Jetzt spürten sie, dass etwas herangekrochen kam, das ihnen möglicherweise über war.

Aber sie bekamen es nicht zu Gesicht. Sosehr sie auch durch die Totenstadt wankten und Ausschau hielten, das fremde Wesen war für sie nicht zu entdecken.

Wie auch, denn es gehörte zu den Geschöpfen der Nacht. Während es den Zombies nichts ausmachte, sich dem Licht der Sonne auszusetzen, reagierte der neue Blutsauger völlig konträr.

Er hasste die Helligkeit, er hasste das Sonnenlicht, denn seine Strahlen würden ihn schwächen, wenn nicht vernichten. So etwas spürte der veränderte Weise Aoyama ungemein deutlich und sein Vampirvater Will Mallmann hatte dem auch Rechnung getragen.

Er hatte Aoyama in eine Höhle gestopft. Tief in der Erde, wo ein Abwasserkanal in einen Keller mündete, bekam der Vampir sein Versteck mit der Vorgabe zugewiesen, es erst dann zu verlassen, wenn sich der Tag verabschiedet hatte und die Finsternis hereingebrochen war.

Das dauerte…

Will Mallmann hatte sich am Blut des Menschen gestärkt, es gierig getrunken, die Person leer gesaugt, sodass der Einsiedler auf eine gewisse Art und Weise »trocken« war.

Als Vampir für ihn unmöglich. Das konnte er eine Zeit lang

aushalten, aber nicht für immer, denn kurz nach dem ersten Biss erwachte in einem Vampir die Gier nach Blut.

Auch Aoyama machte da keine Ausnahme. Er wollte das Blut in sich einsaugen, er brauchte den Lebenssaft, um sich davon ernähren zu können, er würde es schlucken und er stellte sich vor, wie es war, wenn er zum ersten Mal die Zähne in den straffen Hals eines Opfers bohrte.

Opfer gab es genug.

Bevor Mallmann ihn in sein Versteck geführt hatte, war es ihm gelungen, sich umzuschauen. Er hatte die tumben Gestalten auf dem Gelände gesehen, die durch die Gegend wankten, über Hindernisse kletterten und sich in einer ständigen Bewegung befanden, die aber nirgendwohin führte, sondern letztendlich in einem Kreislauf mündete.

An sein Versteck hatte sich bisher noch keiner herangewagt. Er hockte darin wie festgeklemmt und würde, wenn er es verlassen wollte, durch die lange Röhre kriechen müssen.

Das aber wollte er nicht. Der Vampir suchte das Blut. Er war ein Veränderter, aber er war nicht so verändert, als dass sein gesamtes Denken ausgeschaltet wurde. Auf eine gewisse Art und Weise konnte man ihn als raffiniert und schlau bezeichnen.

Stockdunkel war es in seinem Versteck nicht. Über ihm, allerdings ziemlich hoch, sah er die dünnen, hellen Streifen, die wie mit dem Lineal gezogen in der Luft standen.

Lichtbalken…

Der Vampir hielt sie zwar unter Beobachtung, nur dachte er nicht daran, sich auf sie zu zu bewegen.

Er wollte in der dumpfen, modrigen Finsternis bleiben, sie genießen - und, wenn eben möglich, auch ein Opfer finden, um den Blutdurst zu stillen.

Allein war er nicht.

Er hörte Geräusche, nie gleichmäßig; mal waren sie verschwunden, dann klangen sie wieder auf.

Ein Trappeln, unterbrochen von einem Schaben, dann auch das schrille Schreien, als wäre irgendeine Kreatur getreten worden.

Ratten, dachte er. Das sind Ratten. Und er dachte nur einen Schritt weiter. Ratten sind Tiere, sie gehörten zu den Lebewesen, die ebenfalls Blut besaßen.

Menschenblut hätte ihm zwar mehr Kraft verliehen, aber das Blut der Ratten war ebenfalls nicht zu verachten, wenn man nichts anderes bekam. So legte sich der Vampir auf die Lauer.

Es war seltsam, aber er fühlte sich in der Finsternis nicht nur geborgen, er konnte sie auch für seine Zwecke ausnutzen. Das heißt, es war ihm möglich zu schauen.

Ein normaler Mensch hätte nur die hellen Streifen in der Höhe sehen können, der Blutsauger jedoch hatte schon längst die Umrisse und Türen des alten Kellers entdeckt.

Er stand auf. Über Schutt und Trümmer stolperte er hinweg, weil er zu einer Treppe wollte, die es sicherlich gab, denn nur durch Treppen konnten Kellerräume verlassen werden.

Es hatte einmal eine solche gegeben. Aus irgendeinem Grunde war sie nicht mehr vorhanden. Durch eine Explosion zerstört oder zusammengebrochen, jedenfalls gab es sie nur noch als Betonfragmente, die sich unter einem Schacht auf dem Kellerboden ausbreiteten.

Darüber schwebte graues Licht. Es sickerte in den Bau ein, verlief sich allerdings recht bald.

Der Vampir hob beide Hände. Auch seine äußere Erscheinung war eine andere geworden. Er sah schmutzig aus, Staub und Dreck klebten an ihm wie aufgestrichen, von der einst so stolzen und auch gepflegten Erscheinung des Einsiedlers war nichts mehr zurückgeblieben.

Der Drang verstärkte sich. Er brauchte das Blut, er wollte diese Wüste aus seinen Adern heraushaben. Zubeißen, schlürfen und trinken, nur das zählte.

Die Ratten waren überall. Es gab keinen Fleck auf dem Gelände, den sie nicht in Beschlag genommen hätten. Für sie gab es keine Hindernisse, sie nagten und bohrten sich überall durch und Aoyama hörte sie, doch er sah sie nicht.

Sie huschten an ihm vorbei, schnell wie Schatten, die nicht zu fassen waren. Ein paar Mal griff er nach ihnen, es waren Bewegungen, über, die er selbst nur lachen konnte, weil die Ratten eben zu schnell und flink von ihm weghuschten.

Dann hielt er Ausschau nach den tumben Zombiegestalten. Auf ihr Blut konnte er verzichten, er war kein Ghoul. Als Vampir brauchte er den Lebenssaft von normalen Kreaturen und nicht die stockigen Reste aus den Adern der lebenden Leichen.

Hin und wieder hörte er sie. Über ihm gingen sie entlang, dann vernahm er ihre schlurfenden Schritte, auch mal ein Kratzen und Schaben, wenn sie mit ihren Füßen und Händen über irgendwelche Hindernisse strichen oder sie zur Seite räumten.

Sie zeigten sich nicht. Kein Zombie ließ sich aus der Höhe zu ihm hinabfallen. Sie blieben über ihm, wo sie umherturnten, manchmal etwas umstießen, aber immer wieder ihren Weg fanden und weiterschlichen. Ratten und Insekten waren die einzigen Lebewesen, die sich in seiner Nähe aufhielten.

Der Drang war nicht aufzuhalten. Manchmal so stark, dass der Blutsauger aufstöhnte oder mit beiden Fäusten gegen die alten

Kellermauern drosch. Das hatte keinen Sinn, ihm kam irgendwann die Erleuchtung, während die Ratten immer mutiger wurden und sich näher an ihn heranwagten. Sie spürten genau, dass sie in dieser Gestalt keinen Zombie vor sich hatten. Das war ein Wesen, das bereits mehr einem Menschen glich.

Sie kamen, sie hüpften heran, sie kreisten ihn ein. Er griff wieder nach ihnen, verfehlte sie jedoch, bis ihm einfiel, dass er sie in eine Falle locken musste.

Der Blutsauger überlegte einen Moment, dann hatte er einen Entschluss gefasst und nickte. Gleichzeitig drehte er sich in die Hocke und tauchte so tief unter, dass er nur noch ein kleines Ziel bildete.

Es vergrößerte sich, als er sich auf den Boden legte und sich ausstreckte.

Seine Lauerhaltung…

Er blieb auf dem Rücken liegen. Sein Hinterkopf berührte dabei die Kante eines gekippten Steins, was ihn nicht weiter störte, weil er davon nichts merkte.

So wartete er ab…

Die Zeit verstrich, die Ratten blieben. Er lauschte in die Finsternis, wollte erkennen können, wann und woher die Vierbeiner kamen, um ihn anzugreifen.

Noch geschah nichts.

Bis sich eines der Tiere abstieß und wie ein mächtiger Klumpen auf seinen Körper sprang, wo es hocken blieb und sich festkrallte, als wollte es ihn nie mehr loslassen.

Aoyama rührte sich nicht. Das Tier hockte auf dem Bauch. Es war überdurchschnittlich groß. Die Ratte wirkte aufgequollen, als hätte jemand Luft in sie hineingepumpt. Dass dieses Tier eine Mutation war, auf den Gedanken kam er nicht, denn er dachte nur an das Blut in den Adern des Geschöpfes. Die erste Ratte hatte den Bann gebrochen. Urplötzlich war auch die zweite da. Sie hatte sich gut versteckt gehalten, sprang plötzlich vor und landete auf den Oberschenkeln des Vampirs. Dort senkte sie den Kopf. Harte Zähne fingen damit an, den Stoff der Hose zu durchbeißen, und der Wiedergänger wartete noch ab, denn die erste Ratte auf seinem Bauch hatte sich gedreht. Sie starrte ihn an.

Durch die Schlitze blickte er direkt gegen den aufgequollenen Kopf, in dem die kleinen Augen schimmerten wie dunkle Perlen, sogar das Zittern der langen Barthaare war zu sehen, auch die unterschiedlich langen Zähne. Dann die Bewegung der Hinterbeine, das sich Abstemmen.

Für Aoyama war es ein Alarmzeichen.

Die Ratte sprang - und er war bereit.

Noch schneller, als sich das Tier von seinem Körper abstieß, hatte er

die Arme hochgerissen, sodass beide Hände auffangbereite Schalen bildeten, in die das Tier hineinsprang und sich vorkommen musste, wie von einer Eisenklammer umgeben, so hart drückte der Vampir zu. Es störte ihn nicht, dass die Ratte aufschrie und die schrillen Laute durch den Keller echoten. Für ihn zählte allein das Opfer.

Er hielt es fest. Er fauchte, seine Augen bekamen einen wilden Glanz, bevor er die Haltung seiner Hände veränderte, die Ratte dabei nicht losließ, weil er etwas anderes vorhatte.

Als Mensch wäre es ihm schwer gefallen, nicht als Vampir. Vor seinen Augen zerriss er das Tier.

Da spritzte plötzlich das Blut, als er die beiden Teile festhielt. Im Schwall stürzte es auf ihn nieder, das Schreien der Ratte war nicht mehr zu hören, er trank, er schluckte, er schmatzte.

Das war genau nach seinem Geschmack, auch wenn es dabei nicht um Menschenblut ging.

Er lag auf dem Rücken, schluckte und schleuderte schließlich die beiden Hälften in verschiedene Richtungen weg.

Die zweite Ratte hockte nicht mehr auf seinen Oberschenkeln. Das Schicksal ihres Artgenossen hatte ihr klargemacht, wie schwer es war, gegen diesen Blutsauger anzugehen. Auch die anderen Ratten verließen die Nähe der neuen Gestalt, suchten Deckungen, scheuten sich allerdings nicht, über die Reste ihres Artgenossen herzufallen. Sekundenschnell war von den Körperstücken nichts mehr übrig.

Aoyama hatte sich nicht wieder auf den Rücken gelegt. Er saß in der Dunkelheit des Kellers steif und hoch aufgerichtet mit durchgedrücktem Rücken.

Das Blut hatte er getrunken, so manchen Klumpen auch geschluckt und er dachte daran, dass es ihm besser gehen musste, wo er nun getrunken hatte. Der Kraftstrom blieb aus. Er fühlte sich zwar nicht mehr so leer und ausgebrannt, doch er bekam auch keinen Push, der ihn hochgeschraubt hätte. Das Rattenblut reichte nicht aus, er brauchte frisches und vor allen Dingen das eines Menschen.

Der Platz im Keller erschien ihm nicht mehr gut genug. Er wollte ihn verlassen und sich einen anderen Ort suchen, wo er sich wohler fühlte. Und so beugte er sich zur Seite, stand auf, wankte einige Schritte nach vorn, pendelte mit seinen Armen das Gleichgewicht aus, bevor er sein rechtes Bein wieder vorstellte und über einen Trümmerbrocken hinwegkletterte. Er hatte noch längst nicht alle Räume des Kellers untersucht. An der Wand schlich er entlang, den rechten Arm dabei ausgestreckt.

Die gespreizte Hand streifte über den schmutzigen Beton, wobei die Finger durch eine Schicht aus Spinnweben, Dreck und feuchten Rückständen glitten.

Die Hand hinterließ eine Spur auf der Wand und der Weg führte den

Blutsauger noch tiefer in den Keller hinein, wo er bald kein Licht mehr sehen konnte.
Tiefste Dunkelheit umklammerte ihn. Dann stolperte er in einen Graben, durch den normalerweise Abwasser fließen sollte. Er richtete sich wieder auf, ging weiter - und lief gegen einen Widerstand, der plötzlich vor ihm erschienen war.
Ein zweiter Körper, kein Vampir, dafür eine lebende Leiche, die in dieser Region gelauert hatte.
Sie drückte sich vor. Hände suchten nach dem Hals des Vampirs, um ihn zusammenzudrücken, was Aoyama nicht zulassen konnte und sein rechtes Knie hochrammte.
Viermal stieß er zu. Der Zombie fiel zurück. Es klatschte, als er zu Boden fiel.
Der Blutsauger bückte sich. Mit beiden Händen packte er den schweren Stein, hob ihn an und ließ ihn genau in dem Augenblick zielsicher fallen, als sich der Untote aufrichtete.
Mit deformierten Kopf fiel die Gestalt wieder zurück und der Blutsauger war zufrieden. Er drehte sich um, suchte nach neuen Wegen, bis er sich irgendwann zu eingesperrt vorkam und daran dachte, dass er in einem Gefängnis steckte.
Er wollte raus, nicht ans Tageslicht, hineintauchen in die echte Finsternis der Nacht und sich vom kalten Licht der Gestirne bescheinen lassen. Allein würde er den Keller nicht verlassen können. Er benötigte die Hilfe eines Mächtigen.
Und die kam.
Irgendwann, das genaue Zeitgefühl war ihm längst verloren gegangen, hörte er die Stimme. Sie hallte heiser durch den Keller.
»Du wirst den Keller verlassen können, die Sonne neigt sich. Unsere Zeit bricht an. Und du wirst die Chance bekommen, Menschenblut zu trinken. Ich will, dass du die Kraft in dir spürst, und du musst sie einsetzen.«
Aoyama stand da, hielt die Arme ausgebreitet und hatte den Kopf in den Nacken gelegt. »Wann und wo?«
»Nimm den gleichen Weg.«
Er wusste Bescheid. Wieder sollte er durch die von Ratten verseuchte Röhre kriechen, was ihm natürlich nicht passte, aber die Gier nach dem frischen Menschenblut verdrängte alles anderes in ihm.
Und so machte er sich auf den beschwerlichen Weg hinein in die anbrechende Nacht…

***

In einem hatten wir uns beide geirrt. Suko und ich waren davon ausgegangen, dass wir bis zu dieser Totenstadt höchstens eine oder zwei Stunden fahren mussten.

Wir irrten uns sehr, denn der Weg führte uns durch die Berge und auch durch ein uns völlig unbekanntes Japan. Viel kannten wir von diesem Land sowieso nicht. Zumeist hatten wir uns in den Großstädten aufgehalten. Vor Jahren einmal auf einer Insel, als wir Tokata jagten, aber das lag zu lange zurück.

Der Honda tat sein Bestes, hatte es aber auf den oft pistenartigen Wegen schwer. Ich war Clayton Simane im Nachhinein dankbar, dass er fuhr. Allein hätten wir den Weg kaum gefunden, trotz einer Beschreibung.

Während der Fahrt unterhielten wir uns kaum, denn auch Simane musste sich konzentrieren. Wenn der Weg durch flache Reisfelder führte, konnten wir schneller fahren. Schraubte er sich jedoch an den Hängen der Terrassenberge hoch, bestand er oftmals aus einer Lehmpiste, an einigen Stellen zudem feucht und glatt.

Wenn das so weiterging, würden wir den ganzen Tag durchfahren, bis wir die Totenstadt erreichten.

Irgendwann - der Nachmittag war längst da - rollten wir auf ein Dorf zu. Die einfachen Häuser lagen im Dunst. Im Hintergrund standen die blaugrauen Schatten der Berge, mehr eine weiche Hügelkette, die die Landschaft durchschnitt.

Hunde und Hühner versperrten die Weiterfahrt. Ein alter Mann erschien und verscheuchte sie mit einer langen Stange von der Fahrbahn. Er trug eine graue Schiebermütze, unter deren Schirm sich seine faltenreiche Haut abzeichnete. Mit gemächlichen Schritten näherte er sich unserem Wagen und blieb stehen.

Clayton kurbelte die Scheibe herunter. Die beiden sprachen miteinander, der Alte nickte einige Male, deutete auch zu den schwachen Hügelumrissen hin, dann ging er wieder und Clayton ließ den Wagen wieder anrollen. Zwei kläffende Hunde begleiteten uns auf dem Weg in das einfache Dorf, das an einem kleinen See lag, dessen Oberfläche aussah, als hätte sie jemand poliert.

»Wie geht es weiter?«, fragte ich.

»Ich möchte eine Pause einlegen.«

»Was? Wie lange müssen wir denn noch fahren?«

Clayton Simane lenkte das Fahrzeug in eine Lücke zwischen zwei Kirschbäumen, die sehr traurig aussahen, halb zerstört durch die Umwelt. »Dies hier ist der letzte Posten der Zivilisation«, erklärte er. »Hinter dem Dorf, den Bergen zu, beginnt gewissermaßen das Niemandsland und dort haben sie auch die Stadt errichtet.«

»Von der die Menschen hier wissen?«, meldete sich Suko vom Rücksitz her.

»Ja.«

»Was sagen sie denn dazu?«

»Sie hassen die Stadt der Toten. Der Alte erzählte nicht viel. Ich

konnte aber heraushören, dass er vor diesem Gebiet Furcht hat, ebenso wie die anderen Menschen. Sie ist ein Teil für sich. Die Menschen sprechen von einem Stück Hölle.« Simane schaute mich bei seinen Worten an und strich unruhig durch sein Haar.

»Wissen Sie denn Genaues?«

»Nein.« Er stieg aus.

Irgendwo war auch ich froh, nicht mehr im Fahrzeug sitzen bleiben zu müssen, und drückte meine Beine durch, wobei ich noch einige Gymnastikübungen machte, beobachtet aus großen Kinderaugen, denn sehr schnell hatte sich um uns Fremde eine Gruppe gebildet.

»Ein Tee wird uns gut tun.«

Suko und ich ließen unseren Führer vorgehen. Wir folgten ihm langsamer und schauten uns um.

Einfache Häuser aus Holz gab es viele in dieser Gegend. Die Menschen lebten von der Landwirtschaft, aber auch vom Fischfang auf dem See, wie ich an den aufgespannten Netzen erkennen konnte. Sie hingen wie traurige Schleier über Holzpflöcken.

Von den Kindern einmal abgesehen, fiel mir auf, dass nur wenig junge Menschen den Ort bevölkerten. Ich sprach Simane darauf an, der nur die Schultern hob. »Das ist klar. Die Jungen haben den Ort verlassen und die Kinder bei den Großeltern gelassen. Sie arbeiten in den größeren Städten oder an der Küste, um ihr Geld zu verdienen. Dieses hier ist eine tote Ecke Japans. Schauen Sie sich um. Sehen manche Berge nicht aus wie Vulkane, die jeden Augenblick Feuer und Rauch speien können?«

»Irgendwie schon«, gab ich zu.

»Es ist hier wirklich wie in einer kleinen Hölle. Ein Vorhof der Jigoku.«

»Aber ohne Emma-Hoo!«

Clayton wunderte sich. »Sie kennen die japanische Bezeichnung für den Teufel?«

»Sicher und noch einiges mehr. Aber das gehört nicht in diesen Fall, auch nicht der Club der weißen Tauben sowie das Phänomen der Tengus.«

Ich hatte den Satz bewusst hinzugefügt und sah das plötzliche Erschrecken unseres Begleiters. Er blieb dicht vor dem Eingang des Lokals stehen, über sein Gesicht floss eine Gänsehaut und seine Antwort erreichte uns nur noch als Flüstern, wobei er noch beide Hände abwehrend bewegte.

»Bitte, tun Sie sich und mir einen Gefallen. Sprechen Sie das nicht laut aus.«

»Was ist der Grund?«

»Mr. Sinclair, darüber redet man nicht. Das ist noch schlimmer als…«, er suchte nach einem Vergleich.

»Yakuza?«

»Ja.«

»Aber wir hatten mit den Tengus zu tun«, klärte Suko ihn auf.

»Es wundert mich, dass Sie noch am Leben sind.« Das war ehrlich gemeint.

Beide wollten wir nicht näher auf das Thema eingehen und betraten das Lokal.

Wir mussten uns ducken, sahen dann die Matten und Sitzkissen auf dem Boden und die beiden großen Kessel, in denen der Tee gekocht wurde. Alkohol wurde wohl nicht verkauft.

Eine kleine Frau führte die Teestube. Sie verbeugte sich, wir verbeugten uns. Simane bestellte für uns Tee und bat die Frau, sich zu uns zu setzen.

Da wir die einzigen Gäste waren, nahm sie bei uns Platz. Englisch sprach sie nicht, so redete Clayton mit ihr in ihrer Muttersprache, wobei wir nur Bahnhof verstanden.

Es wurde eine sehr lebhafte Diskussion zwischen den beiden, wir sahen allerdings auch, dass die Frau manchmal Angst bekam. Dann deutete sie jeweils durch die offen stehende Tür nach draußen.

Der Tee schmeckte mir gut. Wenn man ihn öfter trank, konnte man sich daran gewöhnen.

Schließlich nickte unser Führer und wandte sich an uns. »Ich habe mal nachgefragt, ob sich in der letzten Zeit etwas ereignet hat, aber die Frau konnte mir keine Auskünfte geben. Niemand traut sich auch nur in die Nähe der Totenstadt.«

»Wirklich keiner?«, fragte Suko.

»Na ja, einer hat es versucht. Er ist nicht mehr zurückgekehrt. Gehen wir davon aus, dass er ein Opfer der lebenden Leichen wurde.«

»Kennt man hier Aoyama?«

»Ja, Inspektor. Er hat des Öfteren hier Rast gemacht und diesen Ort als Basis benutzt.«

»Redete er mit den Leuten?«

Clayton trank erst seinen Tee, bevor er den Kopf schüttelte. »Nein, kaum ein Wort.«

»Haben Sie auch nach Vampiren gefragt?«, wollte ich wissen.

»Sicher. Es sind keine gesehen worden. Überhaupt ist man sehr vorsichtig, was die Blutsauger angeht. Man glaubt zwar, dass sie existieren, doch man will nicht darüber reden, was ich wiederum verständlich finde. Die Angst ist groß.«

»Trotzdem möchte ich aufbrechen.«

»Gut, Mr. Sinclair. Ich beschreibe Ihnen den Weg. Sie können nicht von mir verlangen, dass ich mitfahre. Sie werden schon bald an ein umzäuntes Gelände kommen, das allerdings bereits an seinem Rand überwuchert wurde, wie man mir sagte. Dennoch müssen Sie den

Zaun überwinden.«

Aus seiner Tasche holte er Papier und einen Kugelschreiber. Es gab nur eine Straße, die zum Ziel führte. Er malte sie auf und bezeichnete sie als eine lehmige Piste.

Das Ende der Straße markierte er mit einem großen Kreuz. »Genau hier beginnt die Totenstadt.«

Suko steckte den Zettel ein. »Den Punkt werden wir wohl finden. Sie warten hier auf uns?«

»Ja.« Er schaute uns nicht in die Augen. Wahrscheinlich war es das schlechte Gewissen.

Ich hielt ihm die offene Handfläche entgegen, in die er den Wagenschlüssel legte.

»Gut, dann bis später.«

Clayton Simane stand auf. Er wollte uns die Hand geben, konnte sich nicht überwinden. Wie ein Denkmal stand er da und schaute uns nach, wie wir die Teestube verließen…

***

Wir hatten auch den Rest der Strecke hinter uns gebracht, und die Sonne war inzwischen tiefer gesunken. Suko und ich gingen zu Fuß weiter, weil wir einfach mit dem Wagen nicht durch das dichte Gewächs kamen, bei dem die breiten Blätter so aussahen, als wären sie mit Fett eingeschmiert worden.

Suko bahnte sich vor mir den Weg. Er federte plötzlich zurück, drehte sich um, sodass ich in sein schweißfeuchtes Gesicht schauen konnte, das von Insekten umtanzt wurde. Sogar diese dicken, blaugrün schimmernden Fliegen befanden sich darunter, die sonst nur auf fauligem Fleisch saßen und daran knabberten.

»Der Zaun, John!«

Ich schlug mit der Hand Mücken und Fliegen zur Seite, ging an Suko vorbei und sah das Gitter.

Damals war er elektrisch aufgeladen worden. Nach Verlassen der Stadt hatte man die Drähte einfach zerschnitten. Der Zaun aber war geblieben und auch das sich nach außen beugende Ende mit den wirren Stacheldrahtrollen. Mein Blick fiel gegen die rostigen Spitzen. Da wir kein Werkzeug besaßen, blieb uns nichts anderes übrig, als den Zaun zu überklettern, obwohl Suko nicht aufgab und verschwand. Er suchte nach irgendwelchen Lücken.

Ich wartete auf ihn in der Stille und musste mir eingestehen, dass sie mir sehr bedrückend vorkam.

Obwohl ich in der freien Natur stand, erreichte mich ein Geruch, der nicht herpasste.

Faulig, vermodert und verbrannt. Als wäre irgendwelches Fleisch im Feuer geschmort worden. So etwas zu riechen war nicht eben mein

Fall, allerdings auch ein Indiz für das Vorhandensein der Totenstadt, auf die ich durch den Zaun längst einen Blick geworfen hatte.

Ein Ort des Todes, des Vergessens. Beton und Unkraut. Trümmer und dünne Rauchschwaden, aber kein Leben. Mehr eine Müllhalde, die als Altlast in der Umwelt lag.

Eine magischbiologische Seuche, davon hatte Sir James gesprochen. Hier hatten die Japaner eine schreckliche Altlast hinterlassen, als sie mit Dingen experimentierten, die ihnen über den Kopf gewachsen waren. So etwas konnte nicht gut gehen. Ich wusste nicht, wer sich für diese furchtbaren Tatsachen verantwortlich zeigte - später will es immer niemand gewesen sein -, aber ich konnte mir auch vorstellen, dass der Club der weißen Tauben wieder einmal seine Hände mit im Spiel gehabt hatte. Seine Mitglieder wollten die Ehre Japans wieder herstellen und verließen sich dabei auf verbrecherische Methoden. Beim Fall des Tengu-Phantoms hatten wir dies leider erleben müssen.

Wenn es nach ihren Maximen ging, sollte Japan wachsen und sich vermehren wie Bakterien in einer Lösung, um später die gesamte Welt zu beherrschen.

In der Industrie hatten sie es teilweise schon geschafft und den Amerikanern den Rang abgelaufen.

Das neue Zielgebiet hieß Europa. Mit ihrem Geld stiegen sie überall ein, kauften heimlich Häuser und Grundstücke, schleppten wertvolle Gemälde nach Japan und hatten somit die Scheichs aus dem Orient abgelöst.

Suko kehrte zurück. An seinem Lächeln erkannte ich, dass er Glück gehabt hatte.

»Wo?«, fragte ich nur.

Er winkte mit dem Finger. Ich folgte der Geste und ging hinter ihm her. Beide wühlten wir uns durch den dichten Bewuchs, bewegten uns parallel zum Zaun, bis wir schließlich das Loch erreichten. Man hatte das gitterähnliche Gebilde hochgeschoben. Wir konnten bequem auf das Grundstück kriechen.

Ich schüttelte den Kopf. »Dass diese Zombies diesen Platz noch nicht entdeckt haben, wundert mich. Ich komme sowieso nicht darüber hinweg, dass die lebenden Toten nicht vernichtet worden sind. Das hätten die Verantwortlichen in die Wege leiten müssen.«

Ich sprach gegen Sukos Rücken, denn mein Freund hatte sich gebückt und schlüpfte bereits unter dem Draht her auf das Gelände der verdammten Totenstadt.

Sekunden später stand ich neben ihm, noch immer in Deckung des Buschwerks, das auch auf dieser Seite wuchs.

Vor uns lag die Stadt.

Grau in grau, eine Mischung aus zerstörten Hochhäusern, Trümmern und Unkraut.

Der rote Sonnenball stand im Westen. Seine Farbe übergoss die verlassene Stadt mit einem blutroten Schimmer. Auf mich wirkte es wie ein düsteres Omen.

»Zerstört und leer«, murmelte ich, wobei ich merkte, dass ich anfing zu frösteln.

»Nein, nein, John. Nicht alles, was tot aussieht, ist auch tot. Aber die Zeit ist günstig.«

»Für wen?«

»Vampire. Es wird nicht mehr lange dauern, dann setzt die Dämmerung ein. Ich kann mir gut vorstellen, dass Aoyama aus seinem Versteck hervorkriechen wird und sich auf die Jagd nach Blut macht.«

»Vorausgesetzt, du findest ihn hier.«

»Davon gehe ich aus.«

Wir hatten uns auf den Weg gemacht. Der Abendwind fuhr wie ein gewaltiger Fächer über die Stadt hinweg. Er trieb uns den modrigen und gleichzeitig verbrannten Geruch entgegen, der aus dem Boden und aus allen Ecken strömte.

Er widerte mich an, denn er setzte sich überall fest. Schon bald stanken unsere Kleider. Die Stille unterbrach das Summen der dicken Fliegen und auch der Singsang der Mücken. Ansonsten zirpte kein Vogel, nur Ratten konnten in diesem Gelände überleben, wie wir sehr bald sahen, denn sie huschten durch die Botanik, als würden sie Wettrennen veranstalten.

Einmal trat Suko zu. Er erwischte die Ratte, der Tritt schleuderte sie hoch. Als sie wieder zu Boden fiel, dort zuckte, aber halb betäubt war, schauten wir sie uns genauer an.

Ihr Hinterleib war aufgebläht wie ein Ballon. Der Kopf wirkte klein, die Augen waren fast zugewachsen.

»Eine Mutation«, flüsterte Suko. »Hier kannst du die Ausmaße einer nicht kontrollierten Gen-Technologie erkennen. So können sich Menschen ihren Planeten zur Hölle machen.«

Er hatte Recht, er hatte ja so verdammt Recht. Was konnten wir tun? Nur in unseren Bereichen dagegen ankämpfen, im Kleinen versuchen, das zu zerstören, was an Schrecken aufgebaut war. Die Gesetze wurden von den Politikern gemacht und leider von Land zu Land verschieden. Zu einem Konsens war man bisher nicht gekommen.

Wir waren so weit gegangen, bis wir vor den ersten Trümmern standen, über die wir klettern mussten. Nicht nur Steine lagen dort zu einem wirren Puzzle, aus ihnen ragten Stahlträger und Drahtnetze hervor, die dem Beton Halt geben sollten.

Auf den Trägern hockten die Ratten, als hätte man sie dort gezeichnet. Sie schauten uns entgegen, aber sie griffen nicht an. Ich streichelte unwillkürlich den Griff meiner Beretta und Suko holte derweil die Dämonenpeitsche hervor. Er schlug den Kreis, die drei

Riemen rutschten hervor. Er war kampfbereit, was auch nötig war, denn aus dem Schatten eines hohen Hauses, dessen obere Hälfte eingefallen war und nur noch aus Beton- und Stahlfragmenten bestand, lösten sich drei unheimlich aussehende Gestalten, die dicht nebeneinander herschritten.

Lebende Leichen, Untote - Zombies!

»Da sind sie ja«, murmelte mein Freund. »Ich dachte schon, man hätte uns geleimt.«

»Klar, die haben uns gerochen.«

Mein Freund bewegte seine Peitsche. Die Riemenenden rutschten über den Boden, wirbelten etwas Staub hoch. Nur eine der Gestalten war bewaffnet. So weit ich erkennen konnte, umklammerten die Finger der rechten Hand eine Eisenstange, die an der Spitze eine Krümmung zeigte und mehr einem Spazierstock glich.

Ich ließ die Beretta stecken und zog meinen Silberdolch. Geweihte Kugeln wollte ich sparen, diese tumben, seelenlosen Gestalten konnte ich auch mit anderen Waffen vernichten.

Suko warf mir einen Blick zu. »Alles klar?«

»Sicher.«

»Wen nimmst du?«

»Den mit der Stange.«

»Okay denn!«

Sie gingen, wir gingen. Fast wie in einer Westernszene, wenn es zum Shootout kommt. Es sprach niemand ein Wort. Staub und Gestank umwehten uns.

Die Distanz zwischen uns Lebenden und den lebenden Toten schmolz mit jedem Schritt zusammen.

Zwischen den drei Zombies existierten kaum Lücken, sie blieben dicht zusammen und ihre Schultern berührten sich ständig bei ihrem schwankenden Gang.

Es kam uns fast vor wie im Kino, nur war dies echt, ebenso wie mein Dolch, den ich aus der Scheide holte. Suko ging einen Schritt zur Seite, wir brauchten beide Bewegungsfreiheit.

Ich hob den rechten Arm an.

Noch schleuderte ich die Klinge nicht. Die Entfernung sollte noch stärker zusammenschmelzen, weil ich sichergehen wollte.

Da lief Suko vor.

Er hatte sich für den direkten Angriff entschlossen. Bevor er die Zombies erreichte, jagte ich den Dolch auf die Gestalt zu, die bewaffnet war.

Die Waffe huschte an meinem Freund vorbei und sie traf haargenau die Brust der lebenden Leiche.

Der Aufschlag war immens. Die Wucht riss die Gestalt von den Beinen. Sie kippte über ein Trümmerstück und hatte den Boden kaum

berührt, als mein Freund Suko zum ersten Mal mit der Peitsche zuschlug.

Es wirkte etwas grotesk, wie einer der Zombies seine Arme in die Höhe riss und so versuchte, den Angriff abzuwehren. Die magische Kraft der Peitsche riss nicht nur seine Deckung entzwei, sie zerstörte auch das untote Leben.

Der Untote brach in die Knie, wo er sich regelrecht zusammenkugelte.

Suko kümmerte sich um den Zweiten. Der war nahe an ihn herangekommen. Er hatte die rechte Hand geballt und wollte seine teigige Faust wie einen Klumpen in das Gesicht des Inspektors rammen.

Suko wich aus, trat und schlug zu.

Der Zombie segelte zurück, prallte auf den Rücken und blieb dort liegen.

Ich hatte mich inzwischen der Gestalt genähert, in deren Brust mein Dolch steckte. Ich zog ihn hervor und wusste, dass ich kein zweites Mal zustoßen musste.

Was Suko und mir trotz allem noch aufgefallen war, hing mit der Kleidung zusammen. Die drei Untoten hatten Uniformen getragen. Also waren sie einmal die Soldaten des Anti-Terror-Kommandos gewesen, die hier geübt hatten, die dann aber rücksichtslos geopfert worden waren.

»Soldaten«, sagte mein Freund und schaute auf die großen, langen Wunden, ein Erbe der drei Peitschenriemen.

»Und ohne Waffen.«

»Das wundert mich auch.« Er hob die Schultern. »Mal ehrlich, John, hast du eine Erklärung?«

»Keine direkte.«

»Dann sag sie indirekt.«

»Ich kann mir vorstellen, dass Aoyama die Waffen an sich genommen und sie wegtransportiert hat. Eine andere Möglichkeit gibt es für mich nicht. Oder weißt du eine?«

»Nein.«

»Bleibt uns die Hoffnung, dass ich Recht hatte.«

Die Zombies ließen wir liegen. Wie viele von ihnen noch über das Gelände wankten, konnten wir nicht einmal schätzen. Wir hofften nur, dass der Mann in Schwarz einige von ihnen erwischt hatte.

Die Ersten sahen wir liegen. Durchlöchert von Kugeln, die sie normalerweise nicht vernichtet hätten, aber der Schütze hatte die Köpfe aufs Korn genommen.

Wir sahen auch noch mehr endgültig Erlöste und näherten uns der ersten Hausruine.

Mittlerweile hatte sich die Sonne verabschiedet. Die Schatten waren

länger geworden, auch der des Hochhauses, in den wir mit vorsichtigen Schritten hineingingen.

Eine bedrückende Stille umgab uns. Ich konzentrierte mich auf den Hauseingang.

Ein düsteres Rechteck, das wie aus der Mauer herausgesägt wirkte. Wir konnten uns vorstellen, dass gerade diese halb zerfallenen Häuser den Zombies einen entsprechenden Schutz boten. Dort konnten sie sich verstecken und ausruhen.

Bestimmt hatte das Hochhaus auch einen Keller. Der wiederum eignete sich als Versteck für einen Vampir.

Suko war der gleichen Meinung, als ich das Thema ansprach. »Durchsuchen wir es?«

»Sicher. Noch ist es einigermaßen hell. Wir müssen sie alle erledigen, Alter.«

»Klar.«

Wer den Film »Zwei stahlharte Profis« kennt, der weiß, wie wir uns bewegten. Der eine gab dem anderen Deckung. Wir hatten auch jetzt unsere Berettas gezogen, die Mündungen wiesen gegen den Himmel, doch in Sekundenschnelle konnten wir die Arme senken und schießen.

Suko huschte als Erster durch die Tür und blieb in einem staubigen, breiten Flur stehen, den rechten Arm in einem Halbkreis führend und nach einem Ziel suchend.

Es gab keines.

Ich ging in die Leere hinein, in der uns dieser widerliche Moderduft umwaberte.

Eine Treppe war vorhanden, das Geländer fehlte. Vor einem Fahrstuhlschacht blieb ich stehen, schaute in die Kellertiefe und leuchtete schließlich, um etwas erkennen zu können.

Auf dem viereckigen Grund bewegte sich etwas. Es waren keine Untoten, dafür hockten und krabbelten die mutierten Ratten übereinander oder kratzten an den kahlen Betonwänden, um an ihnen in die Höhe klettern zu können. Eine vergebene Liebesmüh, denn immer wieder rutschten sie ab, weil es keinen Halt für sie gab.

Ich drehte mich um. Suko stand an der Treppe und hatte einen Finger auf die Lippen gelegt. Als ich neben ihm stand, hörte auch ich die Schritte von oben.

»Da kommen welche!«, wisperte Suko. »Wenn mich nicht alles täuscht, sind es zwei.«

»Okay, lass sie kommen!«

Wir brauchten kaum zu warten. Auf einmal bogen sie um die Ecke und erschienen am Ende des Treppenabsatzes.

Sie trugen die Uniformen der Truppe, aber der Stoff war zerfetzt. Er sah aus, als hätte man ihn mit Dreck und Staub überschüttet, ebenso wie die Gesichter.

Ich ließ die beiden noch zwei Stufen weitergehen. Ausweichen konnten sie nicht.

Dann schleuderte ich den Dolch!

Der Volltreffer warf die Gestalt auf die Stufenkanten. Es sah so aus, als wollte sie dort liegen bleiben, plötzlich aber rutschte sie ab und mir entgegen.

Ich trat zur Seite, weil ich von dem Wesen nicht berührt werden wollte. Als ich den Silberdolch aus der Brust zog, drang der zweite Aufprall an meine Ohren.

Suko hatte zugeschlagen.

Der endgültig erlöste Körper rollte den Rest der Treppe hinab und blieb liegen.

»Das ist es gewesen«, sagte mein Freund und schaute wieder die Treppe hoch. »Ich würde mich gern dort oben noch einmal umschauen. Da scheint ein Nest zu sein.«

»Ich nicht.«

»Also trennen wir uns.«

»Wäre am zweckmäßigsten. Jeder von uns ist bewaffnet und weiß, wie er sich zu wehren hat.«

Suko hob den Arm, ich meinen ebenfalls und wir schlugen unsere Handflächen gegeneinander. Eine Geste, die uns beiden Glück und Erfolg wünschte.

Ich schaute Suko nach, bis er den ersten Absatz erreicht hatte und verschwand. Dann näherte ich mich dem Ausgang.

Draußen war die Totenstadt in eine ungewöhnliche Farbe getaucht. Eine Mischung aus letztem fahlen Licht und auch sehr grauen Schatten, die in das Licht hineinstießen. Eine Zone des Zwielichts war geschaffen worden, sehr unheimlich wirkte sie auf mich, weil die Umrisse zerflossen und ein gespenstisches Bild schufen.

Ratten, sagt man, scheuen das Licht, aber nicht die Dunkelheit. So waren sie aus ihren Verstecken gekommen und brachten so etwas wie Leben oder Bewegung in diese graue, veränderte Welt.

Sie kümmerten sich auch nicht um mich, sondern huschten dicht an meinen Füßen entlang, um wieder in irgendwelchen Verstecken zu verschwinden, wo sie so lange lauerten, bis sie sich hervortrauten.

Es war schon ein seltsames Gefühl für mich, durch diese Welt der Toten als Lebender zu schreiten.

Die Hindernisse sah ich oft erst im letzten Augenblick. Meine Lampe schaltete ich nicht ein, weil ich auf keinen Fall wollte, dass mich der Strahl verriet.

Bis mich aus dem Grau - für mich wie aus dem Nichts kommend - eine Ratte ansprang. Ein pelziges Etwas wollte sich in meinem Körper festbeißen. Ich hielt die Beretta noch fest und hämmerte mit dem Griff auf das Tier, das seinen Angriff bald stoppte und sich schreiend

zurückzog. Mit einem Tritt schleuderte ich es noch weiter.
Von Suko hörte ich nichts mehr. Das Haus befand sich in meinem Rücken. Ich drehte mich um und ließ den Blick an der Fassade entlangschweifen, die von zahlreichen Fensteröffnungen unterbrochen wurde, die wie Gucklöcher aussahen.
Nicht eine schattenhafte Bewegung sah ich dahinter. Weder von Suko noch von einem Untoten.
So schritt ich weiter und änderte dabei die Richtung. Ich lief auf die nächste Ruine zu, einen grauen Bau, der nur noch zur Hälfte stand. Ob er nicht vollendet worden oder ineinander gefallen war, wusste ich nicht. In dieser verdammten Totenstadt hatte der Wahnsinn die Regie übernommen.
Es mussten noch Zombies vorhanden sein, davon ging ich einfach aus - und hatte mich nicht geirrt, denn aus dem Schatten des Hauses vor mir löste sich eine Gestalt mit dem typisch breitbeinigen Gang einer lebenden Leiche.
Ich rechnete damit, dass sie auf mich zulaufen würde, aber sie drehte ab und bewegte sich parallel zur Frontseite des Hauses auf eine Ecke zu.
Warum?
Ich blieb dem Zombie auf der Spur, weil ich davon ausging, dass er einen bestimmten Plan verfolgte.
Plötzlich blieb er stehen.
Ich befand mich ungefähr vier Schritte hinter ihm und schaute direkt gegen seinen Rücken.
Dolch oder Beretta?
Ich wollte mich schon für den Dolch entscheiden, als er sich auf der Stelle umdrehte und mich sah.
Ich erschrak nicht, er konnte nicht erschrecken, aber ich jagte auf ihn zu.
Diesmal stieß ich die Klinge in den Körper ohne Leben hinein! Ich hielt den Griff fest und rechnete damit, dass mir der Untote entgegenfallen würde, doch er kippte nach hinten, wobei die Klinge wieder aus seinem Körper hervorglitt.
Ich wollte nach ihm fassen, da war er plötzlich weg. Meine Hand griff ins Leere, für einen Moment war ich konsterniert, dann schaute ich nach vorn und entdeckte das Loch.
Nicht irgendein kleines Loch, es hatte schon einen gewaltigen Durchmesser, zehn Yards oder mehr.
Hinzu kam die Tiefe, die ich auf fünf Yards schätzte.
In der zunehmenden Dunkelheit war der Grund des großen Lochs nur sehr schwammig zu erkennen.
Als ich nach meiner Lampe fasste, rann ein Schauer über die Haut am Rücken, weil ich daran dachte, wie knapp ich dem gleichen Schicksal

wie der Zombie entgangen war. Zwei weitere Schritte, und ich wäre gefallen.

So aber stand ich am Rand des Lochs, hatte die Leuchte hervorgeholt und strahlte in die Tiefe. Ich musste sie bewegen, um den Zombie erkennen zu können.

Er lag auf dem Rücken und war so ziemlich in die Mitte gefallen. Der Strahl glitt von der Stirn bis zu seinen Beinen. Die Wunde, vom Silberdolch hinterlassen, war nicht zu übersehen.

Weshalb dieses große zylinderförmige Loch ausgehoben worden war, wusste ich nicht. Da es einen Zweck erfüllen musste, leuchtete ich weiter.

Der Strahl stach zwar scharf gebündelt in die Tiefe und zerschnitt lanzenartig die Dunkelheit, aber viel zu sehen bekam ich nicht. Auf dem Grund fand fast keine Bewegung statt, abgesehen von einigen Ratten, die hastig aus dem Lampenschein huschten.

Trotzdem entdeckte ich etwas. Von mir aus gesehen an der linken Seite und praktisch mit dem Grund verbunden, schaute das Ende einer großen Röhre hervor. Im Durchmesser so gehalten, dass ein Kind aufrecht in sie hineingehen konnte.

Welche Funktion die Röhre erfüllte, darüber konnte ich nur rätseln. Meiner Ansicht nach führte sie unter den Häusern her und sorgte für gewisse Verbindungen zwischen bestimmten Stellen auf dem Gelände der verfluchten Totenstadt.

Interessant wäre es gewesen, den Weg durch die Röhre zu verfolgen. Ich dachte darüber nach und änderte den Strahl nicht. Er stach voll dem dunklen Loch entgegen.

Genau dort bewegte sich etwas.

Zuerst glaubte ich an eine Täuschung, möglicherweise Staub, der durch den Aufprall des Untoten aufgewirbelt worden war. Aber die Bewegung blieb und sie war nicht durch Staub entstanden.

Etwas schob sich aus dem Innern der Röhre hervor.

Aufregung überkam mich, und der Strahl zitterte etwas. Trotzdem sah ich die bleichen Hände, die hervorkrochen…

***

Auf einmal war ich ruhig. Eiskalt bis in die Spitzen der Zehen. Ich wartete ab, nahm jede Bewegung wahr und der Mann, der die Röhre verließ, kam mir vor wie jemand, der Mühe hatte, sich zu bewegen. Seine Gelenke schienen eingerostet zu sein.

Auf Händen und Füßen kroch er so weit vor, bis er sich aufrichten konnte, was auch weiterhin im Schein des schmalen Kegels geschah, den die Lampe in die Tiefe schickte.

Etwas mühsam richtete sich die Gestalt auf, tat mir aber den Gefallen und drehte sich so herum, dass ich mit der Lampe in das Gesicht

leuchten konnte.
War er ein Zombie?
Ich schwankte in meiner Beurteilung, denn irgendwie bewegte sich die Gestalt anders. Außerdem wirkte das Gesicht nicht so aufgedunsen, die Kleidung passte ebenfalls nicht dazu.
Keine Uniform, sondern…
Da hatte ich die Lösung. Die Gestalt, die aus der Röhre hervorgekrochen war, musste Aoyama sein.
Für mich gab es keine andere Lösung. Das war er, das war der Mann, den wir gesucht hatten, der das Palmblatt würde entziffern können.
Nein, er würde es nicht tun, bestimmt nicht, denn Sekunden später erkannte ich die ganze Tragweite des Geschehens, als er seinen Mund öffnete.
Der Lichtstrahl zielte gegen die untere Hälfte seines Gesichts, auch gegen das Maul und wurde von dem reflektiert, was spitz aus dem Oberkiefer hervorwuchs.
Zwei Vampirzähne!
In mir brach keine Welt zusammen. Ich hatte ja damit rechnen müssen, ich war nur ungemein enttäuscht, weil immer dann die Spur abgeschnitten wurde, wenn ich sie gerade aufgenommen hatte.
Vampire hassen das Licht. Allerdings mehr das natürliche des Tages und der Sonne. Bei künstlichem Licht reagieren sie anders. Dieser hier zeigte sich irritiert.
Er bewegte den Kopf, auch die Arme und schaffte es, die Hände vor seine Augen zu halten.
Mir war längst klar geworben, dass ich ihn nicht mehr als Vampir weiter existieren lassen konnte.
Ich musste ihn auslöschen und dachte zwangsläufig darüber nach, wem er die Verwandlung vom Mensch zur Bestie wohl zu verdanken hatte.
Der Name Mallmann alias Dracula II kam mir dabei in den Sinn.
Nur hatte ich von ihm auf diesem Gelände nichts gesehen. Was wiederum nichts besagte, denn Verstecke gab es noch reichlich.
Hinter mir hörte ich ein Geräusch.
Schritte erst verhalten, normal, dann hart aufstampfend, Eine wahnwitzige Idee zuckte mir durch den Kopf.
Das Bewusstsein, in Gefahr zu schweben, erweiterte sich, wurde plötzlich riesengroß.
Und dann war er da, der Zombie mit den toten Augen, dem schwammigen Körper und dem aufgedunsenen Gesicht. Er wollte sich gegen mich werfen, um mit mir zusammen in die Tiefe zu fallen…

***

Das Innere des Hauses war tot, es war kalt und in der Luft schienen

Eiskörner zu flirren. Es roch nach Staub, nach Moder und Verwesung, denn diesen Geruch strömten die toten Rattenkörper aus, die überall auf den Stufen verteilt lagen und auf die Suko schon zweimal getreten war. Körper, die Deformationen zeigten und auch teilweise zerrissen worden waren, sicherlich von Zombiepranken.

Suko hatte die erste Etage erreicht. In einem normalen Rohbau hätten möglicherweise schon die Wände für die Wohnungen gestanden, hier hatte man darauf verzichtet.

Die Treppe huschte der Inspektor ebenfalls hoch, denn er wollte sich von einer gewissen Höhe eine gute Sicht verschaffen, auch wenn die Totenstadt bereits von der Dämmerung eingehüllt war und in wenigen Minuten sich die Dunkelheit über das Gelände legte.

Lautlos konnte er sich nicht bewegen. Dafür lag zu viel Dreck auf den Stufen, vermischt mit kleinen Steinen, die hin und wieder unter dem Druck der Sohlen splitterten wie winzige Knochen.

In der zweiten Etage sah Suko das gleiche Bild. Wegen der Höhe zog es etwas mehr. Der Wind fuhr durch die Öffnungen der leeren Fenster und wühlte den Staub hoch.

Suko stellte sich an eines der Fenster, um hinauszuschauen. Er hatte die ausgefahrene Dämonenpeitsche mit dem Griff voran in den Gürtel gesteckt. Wichtig war jetzt die Leuchte, die Licht in diese graue Düsternis bringen sollte.

Zuvor schaute Suko in die Nacht.

Der Himmel hatte sich geöffnet und präsentierte sein prächtiges Sternenmeer. Auch den Mond sah er, nicht voll, aber es würde nicht lange dauern, bis er seine volle Größe erreicht hatte.

Auch gut für Vampire!

Es war nur noch ein flüchtiger Gedanke, den Suko daran verschwendete, aber nicht so ohne, denn plötzlich sah er die Bewegung vor sich. Mächtige Schwingen durchteilten die Luft, dazwischen leuchtete ein Augenpaar wie glühende Kohlen.

Sie waren also da.

Suko wusste nicht, ob ihn der Blutsauger entdeckt hatte. Zudem flog das Wesen noch relativ weit von seinem Fenster her entfernt. Dafür hörte er ein anderes Geräusch.

Das Schleifen warnte ihn.

Als er sich umdrehte, griff der Zombie zu. Suko wusste nicht, woher die Gestalt gekommen war, aber sie hatte es geschafft, sehr nahe an ihn heranzukommen und hämmerte beide Pranken auf seine Schultern, wo er sich mit den kurzen, teigigen Fingern festhakte.

Vor Suko bewegte sich das verunstaltete Gesicht. Ein Teil der rechten Seite fehlte, die blanken Knochen schauten als scharfe Splitter daraus hervor.

Suko wirbelte herum. Der Zombie ließ nicht los, er machte die

Bewegung mit, stand mit dem Rücken zum offenen Fenster und Suko drückte ihn von sich.

Auf das Fenster torkelte der Untote zu. Die Öffnung war relativ groß, er würde hindurchfallen, doch vor ihr entstand ein Schatten, der schrill kreischte.

Die Fledermaus war da.

Sie hatte Schwung genommen, die Schwingen angelegt und wollte die letzte Kraft ausnützen, um durch das Fenster an den menschlichen Gegner heranzukommen.

Sie fand auch Halt, nur nicht bei Suko. Plötzlich zerrte sie den Zombie noch weiter zurück, Krallen griffen in dessen wirres Haar, er wurde wie eine Puppe gezogen und Suko bekam die Zeit, um die Dämonenpeitsche aus dem Gürtel zu ziehen.

Fast lässig tat er das.

Dann schlug er gezielt und in einem Halbbogen zu, denn er wollte zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen.

Bevor Vampir und Zombie die Flucht gelang, erwischte sie Suko mit der Peitsche.

Bei dem Zombie hinterließ der Riemen eine Spur auf der Brust, der Blutsauger war an den Schwingen verletzt worden, von denen sich Teile auflösten.

Als Asche rieselten sie nach unten. Das war erst der Beginn, denn die Auflösung war nicht zu stoppen.

Und mit der Asche kippte der Zombie. Sein Aufschlag drang hoch bis zu Suko, der sich aus dem Fenster gebeugt hatte und in die Tiefe schaute. Von beiden war nichts mehr zu sehen.

Ein knappes Lächeln glitt über das Gesicht des Inspektors. Im nächsten Moment allerdings fror es ein, denn er hatte links auf dem Gelände einen hellen Streifen gesehen, wie ihn nur eine bestimmte Lampe abgab.

John Sinclair hatte so eine.

Suko beugte sich noch weiter vor. Der Lampenstrahl berührte zwar den Boden, aber er war auch tiefer geglitten, als würde er in eine große Öffnung hineinstechen.

Was spielte sich dort ab!

Suko wollte hinlaufen, zu einem Start kam es vorläufig nicht, denn auf einem der Trümmerhaufen richtete sich soeben aus der geduckten Haltung eine Gestalt hoch.

Schwarz, drohend - unheimlich…

Obgleich Suko sie nicht aus der Nähe sehen konnte und es zudem dunkel war, wusste er, um wen es sich bei dieser Gestalt handelte. Er kannte alles an ihr, wusste, wie sie sich bewegte und auch, wie sie sich normalerweise hinstellte.

Daran hatte sich auch in ihrem Vampirdasein nichts geändert, denn

auf dem Trümmerhaufen stand Dracula II!

***

Wenn der Zombie mich erwischte, über den Rand schleuderte und ich in die Tiefe fiel, konnte ich mir alle Knochen brechen und möglicherweise auch das Genick.

Das schoss mir durch das Hirn, als ich blitzartig zur Seite tauchte, dabei jedoch das Pech hatte, auszurutschen, einen Fuß stehen ließ und in eine Grätsche hineingeriet.

Der Untote stolperte über das Bein, er riss die Arme hoch, konnte sich aber fangen und blieb dicht vor dem Rand der Grube liegen. Ich hatte mich zur anderen Seite hin gerollt, die Lampe lag irgendwo in meiner Nähe, die schnappte ich auch nicht, mit der Gestalt der lebenden Leichen wollte ich im Dunkeln fertig werden.

Ich war schneller auf den Beinen.

Dicke, kurze Finger griffen nach mir. Bevor sie sich in meinem Gürtel festhaken konnten, hämmerte ich die Arme zur Seite. Das hatte ich mit der linken Hand getan, mit der rechten griff ich wieder nach meinem Silberdolch.

Der Zombie ahnte es wohl, möglicherweise war sein Gesicht auch so schrecklich verzerrt, dem Schicksal konnte er nicht entkommen, der Stich riss ihn weit auf, dann beförderte ihn mein Tritt über die Kante. Wie er fiel, sah ich nicht, nur den Aufprall bekam ich mit. Da hatte ich mich schon gebückt und nach meiner Lampe gegriffen. Sehr schnell kniete ich am Rand nieder und leuchtete schräg hinab.

Der Vampir war noch nicht wieder zurückgekrochen. Ich sah ihn gebückt dorthin gehen, wo der Zombie wie ein Bündel auf dem Boden lag und sich nicht mehr rührte.

Eigentlich war es ganz einfach. Ich brauchte nur die Beretta zu ziehen und dem Blutsauger eine geweihte Silberkugel zu verpassen. Sie würde seiner Existenz ein Ende setzen.

Bevor ich das tat, schaute ich mich um. Nicht noch einmal sollte mich ein Zombie überraschen.

In der linken Hand musste ich die Lampe halten. Da sich der Blutsauger bewegte, geriet er oft genug aus dem Strahl heraus, sodass ich gezwungen war zu korrigieren.

Er tauchte immer wieder auf. Wie ein sich langsam bewegender und manchmal torkelnder Schattenriss, der so wirkte, als wäre er aus der Luft geschnitten.

Bleich war nur sein Gesicht, ansonsten wirkte er verdreckt und staubig.

Ich zielte, veränderte den Lauf wieder. Verdammt, es war schwer, ihn anzuvisieren.

Dann schoss ich doch.

Die geweihte Silberkugel brauchte ihn nicht direkt ins Herz zu treffen, ich ging davon aus, dass allein ihre geweihte Kraft ausreichte, um ihn zu erlösen.

Die zweite Kugel saß. Wo sie ihn getroffen hatte, war nicht zu erkennen, nur sein seltsam wirkender Bocksprung deutete darauf hin, dass er sich nicht mehr so bewegte wie sonst.

Er ging noch - und fiel.

Flach auf dem Bauch blieb er liegen. Ich leuchtete ihn an, suchte nach einer Täuschung, bekam große Augen, als sich der Blutsauger herumrollte um dem Schein des schmalen Lichtstrahls zu entgehen. Das schaffte er für wenige Sekunden, dann hatte ich ihn wieder mit dem Lichtbalken eingeholt.

Diesmal zielte ich besser.

Wieder drückte ich zweimal ab. Es war Zufall, dass er mir in diesem Augenblick seine Körperfront zuwandte, und die geweihten Silbergeschosse erwischten ihn beide unter dem Hals.

Es war ein Bild wie gemalt.

Breitbeinig kniete der Vampir am Boden, die Arme halb erhoben, den Kopf zurückgelegt, und im schmalen Lichtbalken meiner Lampe entdeckte ich die beiden Einschusslöcher in der Brust, die nur daumenbreit voneinander entfernt lagen.

Zwei Meisterschüsse, die mir gut taten, denn dieser Vampir hätte Furchtbares in die Wege leiten können. Ich glaubte nicht daran, dass er sich für immer auf diesem Gelände aufgehalten hätte. Irgendwann hätte er es verlassen, um seine Blutgier zu stillen.

Dann fiel er um.

Wie ein richtig schöner Filmtod, hätte man sagen können. Es geschah zeitlupenhaft und er blieb auch liegen, ohne dass sich die Haut vom Körper löste und verfaulte.

Damit war auch diese Spur gelöscht und ausgerechnet ich hatte sie vernichtet.

Darüber wollte ich nicht genauer nachdenken, es hätte mich nur Nerven gekostet.

Sehr gemächlich stand ich auf. Noch in der Bewegung hörte ich die Stimme. Sukos Organ brandete wie ein Donnerwetter durch die verlassene Totenstadt.

»John, Mallmann ist hier!«

***

Auch das noch!

Sofort bildete sich auf meinem Körper eine Gänsehaut. Ich hatte ihn nicht entdeckt, wollte aber auch nicht glauben, dass sich Suko etwas einbildete.

»Dreh dich um! Auf dem höchsten Trümmerberg!«

Suko hatte noch einmal geschrieen. Ich sah keinen Grund, dem Aufruf nicht zu folgen.

Natürlich würde Mallmann kein Licht brauchen. Wenn er hier war, dann im Schutz der Nacht.

Ich hatte meine Augen an die Umgebung längst gewöhnen können. Das gereichte mir nun zum Vorteil, denn das Gelände der Totenstadt zeichnete sich vor mir ab.

Da waren die Trümmerberge wie kleine Hügel zu sehen, die zerfallenen oder nicht zerfallenen Hochhäuser standen dort herum, als wären es Kulissen für einen nächtlichen Reißer.

Von einem der Trümmerhügel, dem höchsten, stach eine Gestalt hervor. Dunkel, aber mit einem hellen Gesicht, auf dessen Stirn sich ein leuchtendes Mal abzeichnete.

Das blutrote D!

Kein anderer hatte dieses Mal, nur Will Mallmann, der ehemalige BKA-Kommissar und jetzige Supervampir. Er stand dort in seiner vollen Größe und bewegte sich wie einst Christopher Lee als Dracula, als er einen Arm ausstreckte.

Einen Moment später hörten wir beide seine Stimme. »Bleibt, wo ihr seid, du am Fenster, Suko, und du am Rand der Grube, Sinclair. Keinen Schritt sollt ihr mehr gehen!«

»Okay!«, schrie Suko.

Auch ich gab meine Zustimmung. Nur wesentlich leiser. Mallmann stand in Schussentfernung vor mir. Ich hätte ihn auch getroffen, aber er besaß den Blutstein, und der wiederum machte ihn selbst gegen geweihte Silberkugeln resistent.

»Was willst du, Mallmann?«, schrie ich ihn an. »Sprich dich endlich aus, zum Teufel!«

»Du bist nervös, John. Gut, ich werde es euch sagen. Ich will meinen Triumph auskosten.«

»Welchen Triumph denn?«

»Dass ihr es nicht geschafft habt, an Aoyama heranzukommen. Ich bin schneller gewesen. Ich habe mir denken können, welche Spur ihr verfolgt, doch die ist jetzt weg. Du, John, hast sie vernichtet, du hast sie abgeschnitten. Das weißt du genau. Und du weißt auch, dass Nadine Berger mir gehört. Mir allein, und ich werde sie nicht wieder hergeben, das verspreche ich euch hiermit!«

»Wo ist sie denn?«

»In guter Verwahrung. Kompliment, ich hätte nicht gedacht, dass ihr die Spuren so schnell finden würdet, doch auch Siras Totenzauber ist vergessen. Es war nicht mehr als das Aufflackern einer Hoffnung. Einen Rat gebe ich euch noch. Versucht nicht, die Mönche in der Bibliothek dazu zu überreden, den Text zu entschlüsseln. Sie werden es nicht tun, sie sind an Versprechen gebunden. Deshalb meine

Forderung: Verzichtet auf Nadine Berger. Jetzt und auch in Zukunft. Sie wird nicht mehr zurückkehren. Wenn doch, dann nur, um euer Blut zu trinken, das sie stärken wird…«

Nach den Worten folgte ein Lachen. Es war gellend und schaurig zugleich. Die Echos durchzuckten mich wie Stromstöße. Mich hielt es nicht mehr auf dem Platz. Ich rannte in Mallmanns Richtung.

Diesen Vampir musste ich einfach stoppen. Er hatte mich bereits zu stark gequält. Ich hatte erleben müssen, wie er meine Mutter quälte, ich hatte…

Er war weg!

Noch bevor ich den Trümmerberg erreichte, war er verschwunden. Dafür geriet eine Seite des Bergs in Bewegung und einen Moment später sah ich die zahlreichen Rattenkörper, die wie eine sich bewegende Schicht auf mich zu rannten.

Ich konnte ausweichen, ließ sie rennen und sie jagten weiter hinein in das Gelände der Totenstadt.

Ob sich Mallmann noch in der Nähe befand, wusste keiner von uns. Er konnte sich ebenso gut in eine Riesenfledermaus verwandelt haben und verschwunden sein.

Sukos Gestik zeigte alles, als er neben mir stehen blieb. Er hob die Schultern und schüttelte gleichzeitig den Kopf. »Ich sage es nicht gern, John, aber dieser verfluchte Blutsauger hat Recht. Die letzte Spur ist gelöscht worden.«

»Danke, dass du mich dabei außen vorgelassen hast.«

»Ich hätte nicht anders gehandelt als du. Es ist verkehrt, wenn du dir jetzt Vorwürfe machst.«

»Das stimmt irgendwie.« Ich wischte den Gedanken an Nadine und Mallmann weg. »Was ist mit den Zombies? Hast du noch welche gesehen?«

»Ja, zwei und einen Vampir.«

»Das waren dann wohl die Letzten, hoffe ich.«

Suko war ebenfalls meiner Meinung. Er drehte sich um. »Komm, Alter, lass uns verschwinden.«

Nebeneinander gingen wir her und verließen die Totenstadt, begleitet vom triumphierenden Pfeifen der Ratten, die das Gelände endlich wieder für sich hatten…

***

Schon im Wagen sitzend, stellte mir Suko eine Frage. »John, mal ehrlich, hast du die Suche nach Nadine tatsächlich aufgegeben oder willst du auch weiterhin nach einer Person suchen, die das Blatt übersetzen könnte?«

Ich überlegte einen Moment. »Hat es denn Sinn?«

»Sorry, aber ich fragte dich.«

Mein Blick glitt durch die Scheibe.

»Wenn Mallmann denkt, dass ich aufgebe, dann hat er sich geschnitten. Ich für meinen Teil werde weitermachen, darauf kann er sich verlassen.«

»Danke, das wollte ich nur hören…« Mit einer ruckartigen Bewegung und einem harten Lächeln auf den Lippen startete Suko den Honda.

Wir fuhren los und damit einem neuen Fall entgegen…

ENDE